Nr. 35 — **Leipzig, den 31. August** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 1 — Herbarts Gedanken über die Religion — Der Hexenwahn und die Hexenprozesse: 4. Bekämpfer der Hexengreuel; 5. Heutzutage — Charlotte Duncker — Evangelische Arbeitervereine — Verschiedenes: Missionar Spinner über Missionsmethode; Bericht über die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

1. Sacharja, Kapitel 1, 1—6

Im achten Monat des zweiten Jahres des Darius erging folgendes Wort Jehovas an den Propheten Sacharja, den Sohn Berechjas, des Sohnes Iddos:

Gewaltig hat Jehova über eure Väter gezürnt. Sage daher zu ihnen: So spricht Jehova der Heerscharen*): Bekehrt euch zu mir, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen, dann kehre ich mich wieder zu euch, spricht Jehova der Heerscharen. Seid doch euren Vätern nicht gleich, denen die früheren Propheten zugerufen haben: „So spricht Jehova der Heerscharen: Bekehrt euch von euren bösen Wegen und euren bösen Thaten!", die aber nicht gehört und nicht auf mich gemerkt haben, ist der Spruch Jehovas. Eure Väter, wo sind sie? und die Propheten — können sie ewig leben? Aber meine Worte und Entscheidungen, die ich meinen Knechten, den Propheten, aufgetragen hatte, nicht wahr? — die haben eure Väter so getroffen, daß sie haben andres Sinnes werden und sagen müssen: Gleichwie Jehova der Heerscharen sich vorgenommen hatte, je nach unsern Wegen und nach unsern Thaten mit uns zu verfahren, so ist er mit uns verfahren.

Es ist eine ernste Mahnung, womit der Prophet Sacharja seine Reden an seine Zeitgenossen eröffnet. Das traurige Schicksal der Väter darf von ihnen nicht vergessen werden, auch wenn er in dem ganzen übrigen Teil seiner Worte, die bis Kapitel 8 reichen,**) von der glücklichen Zukunft reden will; es soll mehr als nur Einleitung und bloßes Gegenbild zu der verheißenen Verherrlichung des Volkes sein; es soll vielmehr in eindringlichster Weise stets fort zu ihnen von den Bedingungen reden, die dem Heile erst die Bahn ebnen. Also beides, die Erfahrungen der Vergangenheit und die gewisse Aussicht auf das nahende Heil, soll dem gleichen Zwecke dienen, soll in der Gegenwart zu immer treuerem und eifrigerem Festhalten an Jehova mahnen.

*) Dieser Gottesname „Jehova der Heerscharen," wofür Luther mit Beibehaltung des hebräischen Wortes für den zweiten Teil des Ausdrucks „der Herr Zebaoth" sagt, ist eine viel gebrauchte Abkürzung für „Jehova, Gott der Heerscharen" (z. B. Amos 3, 13). Ursprünglich soll damit Jehova als der mächtige Kriegsherr, der Israels Heerscharen zu mächtigen Thaten führt, bezeichnet werden. Die hohe Macht Gottes hebt der Name auch später hervor, als man zu den Heerscharen Jehovas nicht nur „die Schlachtreihen Israels" (1. Sam. 17, 45), sondern das ganze Heer der Sterne und selbst die Scharen der Engel rechnete.

**) Es ist allgemein anerkannt, daß die Kapitel 9—14 nicht von dem Propheten Sacharja, dem Zeitgenossen Serubbabels, herrühren. Sie sind die Schilderung eines Spätern über die Besiegung der Feinde, die Rettung und Verherrlichung Jerusalems und die dadurch herbeigeführte Vollendung des Reiches Gottes. Die Anfügung an die Weissagungen Sacharjas geschah somit erst nachträglich, wie auch den Worten Jesajas andre, z. B. Kap. 40—66 angehängt worden.

In der hier versuchten Auslegung beschränken wir uns lediglich auf die wirklich Sacharja angehörenden acht ersten Kapitel. Wir haben für diesen Versuch gerade den Propheten Sacharja ausgewählt, weil seine Gesichte und Worte dem Bibelleser eigentümliche Schwierigkeiten bereiten und wir darum hoffen dürfen, durch Erklärung dieser Stücke und durch Aufweisung ihres erbaulichen Gehaltes manchen Wünschen entgegenzukommen.

Daß es die Geschichte des Untergangs Judas und der Wegführung des Volkes in die babylonische Gefangenschaft ist, die der Prophet bei seiner Mahnung im Auge hat, aus der Vergangenheit zu lernen, ergiebt sich deutlich genug aus der Ueberschrift dieser einleitenden Worte, wie aus ihnen selber. Die Ueberschrift nennt als den Zeitpunkt, da Sacharja sich von Gott zu dieser Mahnung des Volkes berufen fühlte, den achten Monat des zweiten Regierungsjahres des persischen Königs Darius. So gab es keinen König aus Israel mehr, nach dem man die Jahre hätte zählen und, wie bei den frühern Propheten, auch Sacharjas Wirkungszeit bestimmen können; was noch übrig war vom einstigen Volke Israel, stand unter persischer Herrschaft, die vom Indus bis an das ägeische Meer und bis an den Bach von Aegypten und über Aegypten selber sich ausdehnte. Babel, die Hauptstadt des chaldäischen Reiches, dessen König Nebukadnezar dem Königreich Juda ein Ende gemacht, Jerusalem und den Tempel im Jahre 586 vor Christo zerstört und den größten Teil von dem 597 vor Christo bei der ersten Wegführung noch übrig gelassenen Reste des Volkes in die Gefangenschaft geschleppt hatte, war kurze Zeit nachher dem persischen Eroberer Cyrus, auf den der zweite Jesaja (Kap. 40 ff.) hingewiesen hatte, 538 in die Hände gefallen; da konnte dann in der Unterwelt der chaldäische König begrüßt werden nach den Worten des Propheten (Jes. 14, 12):

> Wie bist du doch vom Himmel gefallen,
> Du Glanzgestirn, Sohn des Morgenrotes!
> Bist zur Erde herabgeschlagen,
> Du Niederstrecker von Nationen!

Die persische Herrschaft über Asien stand mit dieser Eroberung Babels fest, auch wenn in der Thronfolge sich zunächst manche Wirren ergaben. Noch folgte auf Cyrus 529 sein Sohn Kambyses, ein gewaltthätiger und jähzorniger König. Seinen Bruder Bardija (den „Smerdis" der Griechen) ließ er heimlich ermorden, um auf seinem Zuge nach Aegypten vor einer Entthronung sicher zu sein. Aber ein Magier Gaumata gab sich für den ermordeten Bardija aus, dessen Tod unbekannt war, und wußte sich der Herrschaft in Persien zu bemächtigen. Kambyses, der schnell aus Aegypten zurückeilte, hörte in Syrien vom Gelingen der Usurpation und gab sich selber den Tod (522). Aber bald kam Gaumatas Betrug an den Tag; Darius, der nächste Verwandte des bisherigen Herrscherhauses, der Sohn des Hystaspes, besiegte den falschen Bardija und übernahm die Regierung des persischen Weltreiches, die er von 521 bis 485 mit Weisheit und Umsicht führte.

Dieser Darius I., von dem jene große Felsinschrift am Berge Behistun in Schrift und Bild erzählt, wie er den Magier Gaumata und andre Rebellen überwältigte, jedermann bekannt auch durch seinen Zug gegen Griechenland, der mit der unglücklichen Schlacht bei Marathon endete, ist es, in dessen zweitem

Jahre, also 520—519, Sacharja als Prophet Jehovas zu Jerusalem auftrat.

In Jerusalem war wieder eine Gemeinde der Juden vorhanden; aber wie unterschied sie sich von dem stolzen Staatswesen, dem die Väter angehörten! Vor hundert Jahren spielte Jerusalem noch eine Rolle in der Welt, es wagte sich Aegypten entgegenzustellen und dann noch den Chaldäern zu trotzen; noch bis in die letzte Zeit vor dem Untergang waren die Großen im Volk hochmütig und verblendet genug, die drohende Gefahr nicht sehen zu wollen. Auf Jehovas Wort, das Jeremia verkündete, hörten sie nicht; da brach das lange gedrohte Gericht herein und fegte Stadt und Leute vom Lande hinweg, das ihnen Jehova gegeben und das sie mit ihren Greueln verunehrt hatten. Cyrus gestattete allerdings dem weggeführten Volk nach seiner Einnahme Babels die Rückkehr. Ungefähr fünfzig Tausend machten 537 vor Christo Gebrauch von dieser Erlaubnis und siedelten sich in Jerusalem und der Umgebung an; ihre Hauptsorge war, sich auf den Trümmern der Vergangenheit häuslich einzurichten und sich ein gesichertes Auskommen zu schaffen. Wohl mochten viele der Zurückgekehrten anfangs gehofft haben, daß jetzt die hohen Verheißungen der Propheten, es werde mit der Rückkehr das Heil in seiner vollen Herrlichkeit dem Volke aufgehen, sich erfüllen; aber die Wirklichkeit blieb weit hinter allen jenen Verheißungen zurück und mahnte stetsfort an den gewaltigen Zorn Gottes über ihre Väter, zumal da allerlei Not, wie Mißwachs und Hagel, sie selber noch heimsuchte. So war es keine freudige Stimmung, die unter der Gemeinde herrschte; zum Bau des Tempels empfanden sie vorerst keine Lust; Mutlosigkeit und Gleichgiltigkeit hatten sich der neuen Ansiedler bemächtigt.

Es war ein düsteres Bild auf düsterm Hintergrunde, das die Gemeinde darbot. Ein etwelcher Aufschwung trat erst ein, als der thatkräftige Serubbabel, ein Abkömmling der Davidischen Familie, zum persischen Statthalter über Juda eingesetzt und Josua, ein Sproß der Priesterfamilie der Zadokiden, an die Spitze der Priesterschaft gestellt wurde. Da belebten sich von neuem die messianischen Hoffnungen, und auch Propheten erhoben sich, um das Volk zum Eifer für die Sache Jehovas und zur ernstlichen Inangriffnahme und Fortsetzung des Tempelbaues anzuregen. Haggai war noch vor dem Beginn des Wiederaufbaus des Tempels aufgetreten und hatte zum Werke gemahnt, das am 24. Elul des zweiten Jahres des Darius, also in der ersten Hälfte des Septembers 520, an die Hand genommen wurde. Bevor aber der Grundstein zum Tempel drei Monate darauf am 24. Kislev, also in der ersten Hälfte des Dezembers 520 (Haggai 2, 18), gelegt werden konnte, hat auch Sacharja seine Stimme erhoben und dem ältern Zeitgenossen Haggai seine kräftige Unterstützung geliehen.

Sacharja entstammte einer Priesterfamilie und war wahrscheinlich viel jünger als Haggai — heißt er doch in der Ueberschrift der Großsohn Iddos, wohl jenes Iddo, der als Haupt eines Priesterhauses 537 aus Babel zurückgekehrt war (Nehemia 12, 1. 4. 16) —, jedenfalls aber war er bedeutender als sein älterer Zeitgenosse.

Zwar mangelt auch ihm die Kraft originaler Gedanken und die Wucht der Ueberzeugung, die da sich kundgiebt, wo die neue Wahrheit dem Menschen in seinem Innersten sich aufdrängt und ihn überwältigt. So war es bei den frühern Propheten; sie erfaßte Jehovas Geist unmittelbar, sie traten mit unerschütterlicher Gewißheit auf, bedurften keiner fremden Bestätigung, sie waren gewissermaßen ganz autonom. Jetzt aber in der jüdischen Gemeinde sind es eigentlich nicht neue Offenbarungen, von denen die Propheten erfaßt werden, ist es nicht ein neues Licht, das sie erleuchtet. Sondern von den alten Propheten leuchtet auch ihnen das Licht, und aus jener Gedanken beurteilen sie ihre Gegenwart. Das Wort Gottes ist ihnen schon sozusagen etwas Festes, etwas Gegebenes geworden; es tritt ihnen also schon viel mehr äußerlich entgegen; sie selber haben fast eine amtliche Würde als Propheten und Boten Jehovas, und ihr Wort heißt darum auch das Wort Jehovas. Immerhin, wenn ihnen die Ursprünglichkeit der frühern Propheten nicht mehr zukommt, so weit wissen sie sich und sind

sie von Jehova geschickt, als ihnen durch Gott der Glaube an Gottes Verheißungen geschenkt, das Verständnis für die Messung ihrer Zeit nach den Worten der alten Propheten eröffnet und der Antrieb zu einer unmittelbar praktischen Einwirkung auf das Volk geworden ist. In diesem praktischen Zuge, der später auch noch zurücktrat, sind Haggai und Sacharja den alten Propheten noch gleich. Doch auch hier läßt sich der Unterschied nicht verkennen; er hängt natürlich mit den ärmlichen und kleinlichen Verhältnissen der Gemeinde zusammen. Jetzt konnte man sich nicht mehr mit den großen Völkerbewegungen befassen, da man so wenig mehr zu bedeuten hatte; der Gesichtskreis war ein viel engerer geworden, jetzt lag im Mittelpunkt des Interesses der Tempel, und um ihn sammelten sich darum die theokratischen Hoffnungen auf eine einstige neue Bedeutung des jüdischen Volkes auf Erden. Man darf aber bei solcher Lage die Bedeutung eines Haggai und Sacharja ja nicht geringschätzen, und namentlich Sacharja beweist doch, so sehr er auf den frühern Propheten ruht, nicht nur eine mächtige Kraft des Glaubens, darin daß er die alten Verheißungen festhält, sondern auch eine bedeutende Beweglichkeit und Tiefe seines Geistes, wo er die Bedingungen des Eintritts des Heils immer weiter verfolgt und in seinen Visionen darlegt.

Was Sacharja als Prophet Jehovas für seine Aufgabe ansieht, spricht er deutlich in den einleitenden Worten aus, die er seinen Verheißungen voranstellt. Bekehret euch zu Jehova, das ist seine Mahnung. An Jehova sollen sie sich halten, dann hält er sich auch zu seinem Volke.

Dieselbe Mahnung haben bereits die Väter vernommen. Noch als das Gericht nahe bevorstand, hatte Jeremia sie zum letzten Male in eindringlicher Weise zur Umkehr aufgefordert: Kehret um, ihr abtrünnigen Kinder! Jehova will die Wunden heilen, die eure Abtrünnigkeit euch geschlagen. Wie gern ließe Jehova von seinem Zorn, wenn ihr in wahrer Reue zu ihm sprächet:

> Siehe, wir kommen zu dir, denn du bist unser Gott Jehova. Betrogen hat uns das Getümmel der Lieder auf den Höhen; bei unserm Gott Jehova ist die Hilfe Israels. Wir müssen in unsre Schmach uns hüllen, und Schande, die wir selber uns aufgeladen, bedeckt uns; denn gegen unsern Gott Jehova haben wir gesündigt, wir und unsre Väter. (Jer. 3, 22 ff.)

Aber die Väter wollten kein Neues pflügen, sie säeten unter die Dornen, kehrten wohl schon um mit dem Munde und den Lippen, aber eine Herzensbekehrung war es nicht (Jer. 3, 4; 4, 3). So mußte Jehovas Zorn über sie entbrennen und wie in Feuer sie verzehren. Da trafen sie alle jene Flüche und Bestimmungen, die Jehova für das abgefallene Volk gegeben hatte (5. Mose 28, 15—68). Die Früchte ihres bösen, gottlosen Treibens waren der Untergang ihres Volkes, der Verlust ihrer Heimat und ihrer Güter, alle jene schrecklichen Plagen des Krieges und der Belagerung und die schließliche Knechtung unter ein fremdes Volk. Da haben sie selber zur Besinnung kommen und einsehen lernen müssen, was sie vorher nicht zugeben wollten, daß Gottes Worte und Satzungen Wahrheit sind, daß seine Drohungen eintreffen; es verstummte ihr thörichtes Gerede:

> Es ist kein Gott, uns trifft kein Unglück, Schwert und Hunger werden wir nicht spüren; die Propheten werden sich als windig erweisen, von Gottes Wort ist nichts in ihnen. (Jer. 5, 12 f.)

So gilt es, diesen Vätern nicht zu gleichen, die, wie sie Böses säeten, so Schreckliches ernten mußten, es gilt aus der Geschichte zu lernen, die Erfahrung sich zu Nutzen zu machen. Gottes Worte und Satzungen, die gehen nicht unter, sie bleiben. Auf die ist zu hören, wenn man nicht einem gleichen Gerichte wie die Väter erliegen will. Ja, dann wird auch Jehova sich zu euch kehren, werden seine Worte des Heils sich verwirklichen, die ebenso sicher eintreffen müssen bei denen, die an ihn sich halten, wie das Gericht an seinen Verächtern sich vollzogen hat.

Die Gebote und Satzungen, man sieht es, sind dem Propheten Sacharja etwas für sich Bestehendes, und er hält dafür, daß ein Befolgen derselben der menschlichen Kraft nicht unmöglich sei und den Menschen Jehova wohlgefällig machen könne. Damit sinkt er hinter Jeremia zurück, dem es aufgegangen war, daß nur von Gott ein neuer Sinn kommen könne,

da nicht mehr einer den andern zu belehren brauche, daß das Herz umgewandelt werden müsse, was nicht durch Vorschriften geschehen könne (Jer. 31, 31 ff.). Das Neue, die Worte der Propheten, werden von ihm doch wieder in alter Weise gefaßt, wie gar bald nach dem Anfang der Reformation die Scholastik des Mittelalters zurückkehrte und die Lebenskraft des Evangeliums in feste, erlernbare Formeln bannen wollte.

Sie sollten den Vätern nicht gleichen, sollten aus der Geschichte lernen, ruft mit Recht Sacharja seinen Zeitgenossen zu; aber gar bald haben sie doch, und auch Sacharja selber schon zum Teil, darin den Vorfahren geglichen, daß sie das lebendige Wort Gottes, das sie durch die Propheten erhalten hatten, verfestigten und in neuen Ordnungen der Lebensweise und des Gottesdienstes verhärteten. Darum hat der kommen müssen, der das Gesetz und die Propheten nicht auflöste, sondern erfüllte, erfüllte mit lebendiger Kraft, der, dessen Worte Leben sind und Geist, und der nun als der Lebendige bei uns bleibt alle Tage bis an der Welt Ende.

Auch wir haben aus der Geschichte zu lernen, aus der Geschichte, die Sacharja seinen Zeitgenossen vorhalten kann, wie die Sünde der Leute Verderben ist, aus der Geschichte Sacharjas und seiner Nachfolger, die Gottes Offenbarung in feste Satzungen und Formeln einengen wollten, vor allem aber aus der Geschichte Jesu Christi. Bei ihm tritt nicht nur das Gericht über unsre Sünde uns überwältigend entgegen, daß wir an seinem Kreuze sagen müssen: „Wenn wir bis jetzt nicht wußten, was wir thaten, jetzt geht es uns auf, wie die Sünde zur Verwerfung des Heiles führt, was Heilloses die Sünde ist“; hier werden uns nicht nur für die Zukunft die Verheißungen Gottes gegeben, sondern hier erfahren und erleben wir auch unser Heil, die Rettung aus unsrer Sünde. Hier wird beides in unsre Herzen gelegt: der Abscheu vor der Sünde und die Seligkeit des Heils! Das wirkt weit mehr, als alle Gebote, wirkt aber auch in rechter Weise, an Gott uns zu halten. Das Wort vom Kreuz ist in Wahrheit kein vergeblich Wort, es ist unser Leben (vergl. 5. Mose 32, 46), und Jesus selber spricht: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen (Matth. 24, 35).

Wie viel mehr Grund haben wir darum, umzukehren und an den Herrn uns zu halten! So lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet! K M

Herbarts Gedanken über Religion*)

1. Einleitendes

Es gehört unstreitig zu den erlesensten Genüssen, die Gedanken auf sich wirken zu lassen, in denen ein originaler Geist seine religiöse Gesinnung ausgesprochen hat. Ein wahrhaft religiöser Mensch, der zugleich ein hervorragender Denker und selbständiger Charakter ist, muß ja seinen Anschauungen über Religion ein charakteristisches, individuelles Gepräge geben. Mehr noch als an dem scharfen, klaren Denken, das uns oft neue und lohnende Gesichtspunkte eröffnet, erfreuen wir uns da an dem lebendigen, eigenartigen Erfassen und Gestalten der alten Wahrheit, wodurch unser Gemüt mächtig angeregt und bewegt wird, auch wenn uns die Ausführungen im einzelnen zuweilen anfechtbar erscheinen. Die Religion zeigt sich da als das, was sie eigentlich sein will, als Sache der innersten Persönlichkeit, die eben deswegen sich nicht an das überlieferte Bekenntnis und seinen feststehenden Sprachgebrauch zu binden vermag.

Einer der bedeutendsten und scharfsinnigsten deutschen Denker und zugleich ein echt religiöser Charakter war der Philosoph Herbart. Ein Schüler desselben, Professor Strümpell in Leipzig, hat es nun unternommen, „aus den zahlreichen, in den Schriften Herbarts zerstreuten und durch sehr verschiedene Gründe veranlaßten Aussprüchen ein möglichst vollständiges, treues und zugleich in seinen Teilen zusammenhängendes Bild zu entwerfen, welches dem Leser die religiösen Ueberzeugungen desselben mit Deutlichkeit erkennen läßt.“ Er hat diese Schrift für solche Leser bestimmt, „die aus eignem Interesse Wert darauf legen, die Aussprüche eines großen und hochgebildeten Denkers über Religion und religiöse Angelegenheiten kennen zu lernen.“ Also wie bestimmt gerade für die Leser der Christlichen Welt! Es wird sie nicht reuen, diesem Winke Folge geleistet zu haben.

Johann Friedrich Herbart, geboren 1776 zu Oldenburg, nahm von 1809 an vierundzwanzig Jahre lang den Lehrstuhl Kants in Königsberg ein und war dann bis 1841 in Göttingen philosophischer Professor, wo er schon früher sieben Jahre dozirt hatte. An dem Orte wirkte er also zuerst und zuletzt, wo nach ihm Lotze und Ritschl Ausgezeichnetes für Philosophie und Religion geleistet haben. Er selbst hat nicht wie Lotze ein System der Religionsphilosophie ausgearbeitet. Er sah es nicht für die Aufgabe einer exakten Philosophie an, die streng an das thatsächlich Gegebene sich bindet, durch Konstruktion eines religionsphilosophischen Systems den religiösen Vorstellungskreis zu begrenzen und in bestimmte Bahnen zu lenken; die Religion ist für ihn unabhängig von aller Philosophie. Diese hat es nur mit dem eigentlichen Wissen, dem Beweisbaren zu thun, nicht mit dem Glauben. Zur Erklärung giebt ferner Strümpell an:

> Ein hervorragender Zug in Herbarts edlem und von der mit klassischer Schönheit in seiner Ethik dargestellten Idee des Wohlwollens und der Güte erleuchteten Charakter war die außerordentliche Vorsicht, mit welcher er jede Aeußerung in Wort und Betragen vermied, wodurch ein andrer sich hätte verletzt oder gekränkt fühlen können. Dies trat namentlich dann hervor, wenn es sich um einen Gegenstand handelte, der innerhalb der Persönlichkeit des andern einen großen Wert hatte und mit einem tieferen geistigen Interesse zusammenhing. Nun wußte Herbart, wie jeder Gebildete dies weiß, sehr genau, eine wie große Empfindlichkeit namentlich den religiösen Vorstellungen einwohnt, und wie leicht selbst an sich geringfügige Gegensätze zwischen dem eignen und einem fremden religiösen Denken, Fühlen und Glauben Veranlassung zu unerquicklichen Differenzen geben, wenn sie nicht mit großer Zartheit und rücksichtsvoller Vorsicht behandelt werden. Läßt sich dies im privaten Umgange noch einigermaßen erreichen, so wird es im öffentlichen litterarischen Verkehr, wie die Erfahrung lehrt, sehr schwierig, aus Gründen, die nahe genug liegen, und man begreift, daß eine Natur wie die Herbarts bei einer Zeitlage, in der aus verschiedenen Ursachen die religiösen Vorstellungskreise schon aufgeregt und mehr oder weniger in starken Gegensätzen gegen einander aktiv sind, sich nicht bewogen finden kann, sich dabei zu beteiligen, vielmehr es im Gegenteil für Pflicht hält, wenn überhaupt, dann nur warnend oder ratend oder beruhigend, überhaupt den Frieden fördernd sich über das Religiöse zu äußern.

Bedauern mögen wir also wohl diese Zurückhaltung Herbarts auf dem religiösen Gebiete; als Ausdruck seiner philosophischen Ueberzeugung und seines sittlichen Charakters müssen wir sie doch hochachten.

Um so wertvoller erscheinen dann die mehr gelegentlichen Aeußerungen, welche von Strümpell trefflich geordnet und zu einem Ganzen verbunden sind. Schon das erste Kapitel, „Das Religionsbedürfnis“ überschrieben, nimmt unser tiefes Interesse in Anspruch und muß uns den Philosophen wert machen.

2. Die Religion als Feier

Um den Leser gleich mit Herbarts Anschauungs- und Ausdrucksweise selbst bekannt zu machen, setzen wir den Eingang dieses Kapitels vollständig hierher:

> Alle Menschen, sagt der Vater der Dichter, bedürfen der Götter (Odyssee 3, Vers 48). Das ist noch heute wahr, und in einem höheren Sinne wahr, als der alte Vater es dachte. Denn nachdem wir gelernt haben, die Mitwirkung der Umstände zu unsern Zwecken als einen Erfolg der Natur anzusehen, den wir nur zum Teil durch Klugheit, Vorsicht, Kunst in unsrer Gewalt haben, welchen aber durch Opfer und Bitten von der Wunderkraft der göttlichen Willkür erflehen zu wollen wir dem Aberglauben überlassen müssen,*) verwandelt sich die Religion aus einem Bedürfnis des Lebens in ein Bedürfnis des Herzens, welches allen Wünschen, zu leben und zu erleben, soweit vorangeht, daß ohne seine Erfüllung jene uns geringfügig und geschmacklos werden würden.
> Der Blick des Edlen sucht das ewig Schöne, das ewig Gefallende und Genügende. Nicht sowohl in sich, wiewohl er keinen Flecken mit

---

*) Gedanken über Religion und religiöse Probleme. Eine Darstellung und Erweiterung Herbartscher Aussprüche von Ludwig Strümpell. Leipzig, Georg Böhme, 1888. 241 S.

*) Diese bedenkliche Wendung, welche das Bittgebet als illusorisch hinzustellen scheint, bedürfte der näheren Erläuterung, wofür hier indes kein Raum ist. Vgl. dem gegenüber die schöne Darlegung über Gebetserhörung in Nr. 30 d. vor. J.

sich tragen mag, als in dem Ganzen. Nicht sowohl in dieser oder jener Periode der Zeit, wiewohl er die Zeit gern zum Arbeiten und zum Verbessern benutzt, als in der bleibenden Anordnung, welche dem Laufe des Zeitlichen zu Grunde liegt. Hier den Finger Gottes zu erkennen, ist ihm soviel als dem unendlich erhabenen Freunde zu begegnen. Dieses Freundes nicht zu bedürfen, hieße einer Einsamkeit vertraut sein, wie sie der Egoismus mitten in die Gesellschaft einführt, um die Wohnungen der Menschen zur Wüste zu machen.

Schwerlich ist irgend etwas unter den menschlichen Dingen der Religion so nahe zu vergleichen, als eben die Freundschaft. Beiden können wir uns nur hingeben in der Muße [?]; beide fordern ein reines, lauteres Gefühl, frei von Eigenliebe, frei von Uebermut; beide ruhen auf Treue und Glauben; sie verlangen Zutrauen, Hingebung, Anschließung. Keine von beiden läßt sich darauf ein, der theoretischen Zweifelsucht eine apodiktische Beweisart entgegenzusetzen. Sie wollen gefühlt und alsdann für immer ergriffen sein. Wer durch die leere Möglichkeit, man könnte sich doch irren, von ihnen abgeschreckt wird, ist ihrer nicht wert. Sie gehen aus von einer Zuversicht, welche ebenso wohl begründet ist, als die, mit der wir die Realität einer geordneten Welt außer uns überhaupt voraussetzen. Sie lohnen durch eine Zuversicht, welche uns selbst der Güte unsers Willens erst froh werden läßt, indem sie derselben eine gelingende Wirksamkeit versprechen. Lassen wir nie von der Traulichkeit der Freundschaft! Nie von der Feier der Religion! Und geben wir auch der Freundschaft ihre Feierstunden und der Religion ihre Traulichkeit! Indem die Religion das Gemüt in einen höheren Gedankenkreis erhebt, gewährt sie Feierstunden, in welchen der Arbeiter sich erholt. Sie hat eine hohe ästhetische Bedeutung im tieferen Sinne des Wortes.

3. Zum Verhältnis von Religion und Moral

Doch will Herbart die Religion keineswegs zu einer bloßen Feier machen, in der unser Herz mit voller Befriedigung ausruht. Sie steht vielmehr in engster Beziehung zu unserm Wollen und Handeln; nicht so, wie man einen richtigen Gedanken zu einem falschen Extrem zugespitzt hat, daß Religion überhaupt nur auf der Moral basire, denn Religion war schon vor aller Moral vorhanden. Wohl aber zeigt die Sittenlehre einen wesentlichen Mangel, den nur die Religion ausfüllen und ergänzen kann. Sie allein verleiht eine Zuversicht, welche, wie die feine Wendung oben lautete, „uns selbst der Güte unsers Willens erst froh werden läßt, indem sie derselben eine gelingende Wirksamkeit verspricht.“ Denn die Sittenlehre entwirft wohl —

nach Anleitung der unaustilgbaren und von jeder Willkür unabhängigen Wertschätzung die sittlichen Ideen als die ewig sich gleichbleibenden Musterbilder alles Wollens und Handelns.

Aber es kann niemandem entgehen, daß die Sittenlehre mit allen ihren Wahrheiten und Forderungen uns nicht die geringste Hoffnung des Gelingens einflößt, daß sie uns dem Zweifel überläßt, ob nicht eine übermächtige Naturgewalt uns zerstörend entgegenwirke, ob nicht die Bemühung edler Menschen vergeblich und ihre Begeisterung Unverstand sei, ob der gute Wille nicht zur Thorheit werde, sobald er aus der Tiefe der Brust an das offene Tageslicht und in das Gewühl der menschlichen Strebungen hervortritt. Ebenso weiß jedermann, daß die Lehren von Gütern, Pflichten und von der Tugend sich im Gebrauch des Lebens nur zu leicht in Lehren von Uebeln, von begangenen Fehlern und von Lastern verwandeln.

In ergreifenden charakteristischen Zügen wird dieser letzte Gedanke nun ausgeführt, eine Schilderung der sittlichen Schwachheit und Verkehrtheit, welche aufs deutlichste erkennen läßt, daß Herbart nicht zu den „großen“ Geistern gehört, die über den Begriff und die Thatsache der Sünde leicht hinweghüpfen.

Gesetzt, diese leicht fortzusetzenden Beschreibungen wären allgemein richtig, und so fände die Religion den Menschen: was hätte sie zu thun? Dreierlei ohne Zweifel: den Leidenden zu trösten, den Verirrten zurecht zu weisen, den Sünder zu bessern und dann [?] zu beruhigen.

Hiermit ist ihre dreifache Stellung angezeigt; denn man wird ohne Mühe bemerken, daß zur Güterlehre, zur Pflichtenlehre und zur Tugendlehre eine Ergänzung gehört, weil keine Lehre in der Welt imstande ist, den Menschen vor Leiden, vor Uebertretungen und vor innerem Verderben zu sichern. Das Bedürfnis der Religion liegt am Tage: der Mensch kann sich nicht selbst helfen; er braucht höhere Hilfe!

Alle Tugendideale, auch das konkrete Tugendideal der Gottheit selbst, richten —

den gesunkenen Menschen nicht empor; ihm muß sich eine neue Welt eröffnen, denn seine Welt ist ihm verdorben; seine Schuldbriefe müssen zerrissen werden, denn er kann sie nicht bezahlen; er muß wieder anfangen, denn er ist unfähig, fortzusetzen. Der leidende, verirrte, verdorbene Mensch muß in eine andre Gegend versetzt werden; die Moral aber hält ihn auf seinem Standpunkte fest; sie gebietet ihm, sich in seinem Kreise, nur mit veränderter Richtung, fortzubewegen; und das gerade ists, was der schon zerrüttete Mensch nicht mehr vermag.

Die Religion setzt das Ewige dem Zeitlichen entgegen. So schneidet sie die Sorgen ab nnd bringt ganz andre Gefühle hervor als die des irdischen Leidens. Sie vermindert das Gewicht der einzelnen Handlungen des Menschen, indem sie eine höhere Ordnung der Dinge zeigt: die Ordnung der Vorsehung, welche mitten unter menschlichen Fehltritten dennoch das Gute fördert. Sie stellt allem falschen Heroismus das Ideal eines göttlichen Leidens (wenn man sich so ausdrücken darf) gegenüber, welches aus Dulden und Wirken dergestalt zusammengesetzt ist, daß jede menschliche Tugend, damit verglichen, als eine ohnmächtige Ueberspannung erscheinen würde. Hierdurch demütigt sie nicht nur die Tugendhaften, sondern sie beschämt auch die Sünde in ihrem Innersten, indem sie dem lüsternen Eigennutz die Aufopferung, dem Groll die Liebe zeigt.

So weist also Herbart den einen Fehler, den praktischen, in den die Philosophie verfallen ist, entschieden zurück:

Man hat zuweilen der Sittenlehre die besondere Ehre erwiesen, sie selbst als den Kern der Religion zu betrachten; man hat verlangt, Moral solle den vornehmsten Inhalt der Predigt ausmachen. Dies heißt aber den Beziehungspunkt mit der Ergänzung, die sich auf ihn bezieht, zusammenwerfen, folglich die ganze Beziehung aufheben.*)

4. Zur Gotteserkenntnis

Aber auch über den zweiten Fehler der Philosophie in Bezug auf die Religion, den theoretischen, werden uns hier interessante Winke gegeben.

Man will die Gottheit recht eigentlich erkennen, ja sogar aus ihr die Natur erklären. Oder vielmehr, man glaubt, diese Erkenntnis zu besitzen; man freut und rühmt sich, den Glauben in ein Wissen verwandelt zu haben, nachdem zwar durch andre, ebenfalls nicht ganz richtige Lehren der Glaube selbst schwach geworden und als eine Sache des bloßen reinen Herzens dargestellt war. Aber die Verbesserung bringt ein neuen Uebel hervor. Läge das höchste Wesen im Kreise unsres Wissens als ein erreichbarer Gegenstand, so könnte ebensowenig die Religion den zerrütteten Menschen in ein neues besseres Land einführen, als im vorigen Falle. Und selbst dem geistig Gesunden wird der Gedankenkreis beengt, die Aussicht benommen, wenn er die höchste aller Vorstellungen, wozu er sich erheben kann, als abgeschlossen oder auch nur der Hauptsache nach als fertig und sattsam bestimmt betrachten soll. Wir reden hier nicht von Widerlegung eines Irrtums. Wer einmal ein unrichtiges System für wahr hält, der gewöhnt sich daran und fühlt nicht die Fessel, wogegen andre, denen er sie anlegen will, sich sträuben. Aber dann muß er wenigstens der Einrede Gehör geben; er muß sich sagen lassen, daß er schlechten Dank verdienen würde, wenn er anderen, deren Religion ins Unermeßliche und durch keine Erkenntnisbegriffe Erreichbare hinausschaut, die nämliche Begrenzung aufdrängen könnte, in welche sich sein Meinen und Fühlen nun einmal gefügt hat. Uebrigens sorgt die Natur, daß der Fehler nie zu groß und gefährlich werden könne. Sie bleibt immer unbegriffen in dem, was sie sichtbar Zweckmäßiges hat, und der Urheber dieser Zweckmäßigkeit bleibt für unsre Augen immer ein Fixstern, welchen man stets weiter in die Ferne zu setzen genötigt ist, so oft eine Meinung, wie viele Millionen oder Billionen von Meilen er wohl von uns abstehen könnte, war gewagt worden.

Gleichwohl gehört es zum religiösen Bedürfnis, Gott auch in der Natur zu erkennen. Bloß verstandesmäßig eine oberste Weltursache zu fordern und festzustellen, hat allerdings keinerlei religiöse Bedeutung; das „Vortrefflichste der Wesen ist von dem bloß mächtigen ursprünglichen Ersten, dem an sich praktisch ganz gleichgiltigen Urgrunde der Dinge,“ wohl zu unterscheiden, wie es im zweiten Kapitel „Die Vernunftgründe des Glaubens an das Dasein Gottes. Spekulation und Religion“ u. a. heißt.

Obwohl Herbart sich hier auf wissenschaftlichem Boden, nämlich dem Gebiete des Beweisbaren bewegt, hat er es keineswegs auf einen wissenschaftlichen Gottesbeweis abgesehen. Denn ob ein intelligentes persönliches Wesen der Urheber der gegebenen und erkennbaren wunderbaren Zweckmäßigkeit im Naturgeschehen ist, oder ob sie etwa nach darwinistischen Hypothesen sich aus sich selbst entwickelt hat, das läßt sich natürlich nicht streng be-

---

*) Diese Mitteilungen dürften besonders auch den Lesern interessant sein, die den Lehrerkreisen näher stehen, wo gegenüber der wachsenden Beachtung und Anerkennung der Herbartschen Pädagogik gewisse Leute vor dieser Lehre zu warnen suchen, indem sie Herbart für einen „Rationalisten“ ausschreien! Zweifellos wird man bei Herbart, der bei allem Scharfsinn und aller Tiefe des Gemüts denn doch auch ein Kind seiner Zeit war, manche rationalistisch-deistische Wendungen aufspüren können. Aber was ist denn nun mit solchem Schlagwort gethan! Sollte man nicht lieber sich dessen freuen, wie sehr Herbart sich, obwohl Nichttheologe, gerade in der praktischen Frage, der Erlösungsfrage, und das ist doch wohl die Hauptsache, über die Theologie seiner Zeit erhoben hat?

weisen. „Der Glaube, welcher von der Naturbetrachtung unabhängig schon in den moralischen Bedürfnissen wurzelte,*) soll eine Bestätigung durch das Zweckmäßige der Natur gewinnen.“ Der Glaube also, der aus andern als wissenschaftlichen Beweggründen den lebendigen Gott schon ergriffen hat, findet in der wissenschaftlichen wohlbegründeten teleologischen Naturbetrachtung eine willkommene Stütze und Schutzwehr gegen die theoretischen Zweifel. Denn wenn er auch einzig und allein sich auf das Bedürfnis des Herzens und die Gewißheit der unmittelbaren Ueberführung im Gewissen gründet, so bleibt es ihm doch nicht erspart, sich mit den Einwendungen und Widersprüchen des eignen Intellekts auseinanderzusetzen.

Gewiß kann in der Religion, wie Herbart selbst sagt, der theoretischen Zweifelsucht keine apodiktische Beweisart entgegengesetzt werden, ebensowenig wie bei der Freundschaft (s. o.). „Wer durch diese leere Möglichkeit, man könnte sich doch irren, von ihnen abgeschreckt wird, ist ihrer nicht wert.“ Wohl aber kann und soll dem Gläubigen, der zugleich ein intelligentes Wesen ist, das nach der Harmonie in Gemüt und Verstand verlangt, gezeigt werden, daß ihm durchaus kein Glaube an etwas Unvernünftiges, Undenkbares, an unvollziehbare Vorstellungen zugemutet wird, daß z. B. die Annahme eines persönlichen Gottes auch wissenschaftlich durchaus nicht zu bestreiten ist, ja daß die Leugnung desselben weit unvernünftiger ist als die Annahme. Warum sollte man eine solche Stütze des Glaubens verschmähen, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß die Stütze niemals zur Wurzel werden kann und nie mit derselben verwechselt werden darf!

Mag sein, daß mancher bedenklich gegen solche Stützen ist, weil er sie für morsch hält; mag sein, daß man einen Glauben, der nach solchen Stützen sich umsieht, für unwürdig erklärt, wahrer Glaube zu heißen. Die Stufen und die Bedürfnisse des Glaubens sind doch eben bei Verschiednen sehr verschieden; und ein gläubiger Naturfreund, und noch viel mehr ein Naturforscher wird sich allemal von Herzen freuen, wenn er die Uebereinstimmung des Naturgeschehens mit dem Inhalte seines christlichen Glaubens erkennt**) und immer aufs neue sich bewußt wird, daß er mit gutem Rechte forschen darf, ohne je in die Gefahr des heillosen Zwiespalts zwischen Kopf und Herz zu geraten. Niemals will er dem Blinden Gott in der Natur beweisen, wohl aber wird er ihn gern dem Sehenden, bezw. dem, der sehen will, in den zahllosen Spuren seines Wirkens zeigen, aufweisen. Damit wird aber durchaus „nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der natürlichen Theologie“ bezweckt, geschweige denn jene fehlerhafte Apologetik getrieben, die den christlichen Glauben zu verteidigen wähnt, indem sie die naturgeschichtlichen Vorstellungen vergangener Zeiten mit den modernen durch allerhand Künste in Uebereinstimmung zu bringen sucht.

Die teleologische Naturbetrachtung befaßt sich ja auch keineswegs mit der kalten Abstraktion der Dinge, sondern der lebendigen Vorstellung eines Schöpfers und Erhalters der Welt, dessen

*) Von uns unterstrichen.

**) „Hocherfreulich für alle Christen ist die Gewißheit, daß alle feststehenden Ergebnisse der gesunden Naturforschung den Glauben an den Einen lebendigen Gott unterstützen,“ sagt Dr. A. N. Böhner in einer uns ebenfalls zur Anzeige vorliegenden, recht interessanten Schrift: Monismus. Die Naturwunder in ihrer Einheit mit dem Leben des Geistes nach den großen Entdeckungen der Neuzeit. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1889. 201 S.

Wir müssen freilich den Titel Monismus als irreleitend beanstanden, weil dieser Begriff seine bestimmte, von dem Verfasser kaum gewollte philosophische Bedeutung hat; können auch dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten folgen, welche zuweilen an die falsche apologetische Kunst erinnern, die mit den neuesten Entdeckungen, Hypothesen und Theorien der Naturforschung sich spreizt oder mit ihnen kleinlich marktet, wie wir dies in unserm Aufsatz, Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Theologie, 1888, Nr. 38 und 40 angedeutet haben. Wir hüten uns wohl, den von Böhner ähnlich wie von Drummond aufgewiesenen zahllosen Analogien zwischen Natur- und Geistesleben Beweiskraft zuzuerkennen. Immerhin möchten wir mit dieser Beschränkung, solch einer sinnigen und geistreichen Betrachtung der Natur und Vergleichung mit dem Geistesleben und der Religion nicht allen Wert von vornherein absprechen. Sie zeigt dem gläubigen Gemüte doch neue, nicht unwesentliche Ausblicke und lehrt es, sich seines weisen, gütigen Schöpfers zu freuen nach Psalm 19, 1 und 104.

Allmacht, Weisheit und Güte wir eben zur Stunde in seinen Werken und deren Zweckmäßigkeit bewundern. Der Glaube findet hier die rechte, natürliche Unterlage für die Gedanken von dem Vater, der uns reichlich und täglich versorgt; er findet eben in der Erkenntnis der Zweckmäßigkeit des Naturgeschehens den gegebenen Ausgangspunkt für den Gedanken, wie Gott alle Dinge und alles Geschehen nach seinen Zwecken leitet und auf seinen letzten Zweck, die Verwirklichung des Guten, das Reich Gottes hinlenkt*).

Dieser Glaube ist nicht ein willkürlicher und beliebiger; die Religion kann, vom Herzen ausgehend, nicht nach dem Herzen gemodelt werden. Der Glaube orientirt sich an einer klaren, vernünftigen Einsicht. „Diese fest bestimmte Einsicht nun ist der Religion nicht gleichgiltig, sondern sie gehört zum Bedürfnis derselben. Denn jene moralische Tröstung, Ermahnung und Erhebung muß einen Punkt haben, von wo sie ausgeht. Freilich aber muß sie auch zum Herzen gelangen; sie muß innerlich zugeeignet werden. Das Entfernteste muß ein völlig Gegenwärtiges sein. Hierin liegt der Zauber der Religion, der manchen trüben Kopf veranlaßt, sie mit ungereimten Begriffen zu belasten, um sich am Ende gar einzubilden, der größte Unsinn sei die größte Frömmigkeit.“

Der Gedanke der teleologischen Naturbetrachtung und seiner Bedeutung für die Religion spielt bei Herbart eine große Rolle. Wir wollen aber hier das Problem nicht als solches behandeln**), sondern nur dazu anregen, die Meinungen des feinen Denkers darüber selbst näher anzusehen und zu prüfen. Im dritten, vierten und fünften Kapitel: „Kants und Herbarts Ansicht über das Verhältnis zwischen Teleologie und Naturforschung“ und „Erweiterung der Teleologie zur Lehre von den intellektuellen Verhältnissen der Welt,“ „Die Entstehung der Organismen und insbesondre die Unterordnung des Körpers unter die Seele weist auf die Vorsehung hin“ wird noch ausführlich darüber verhandelt.

Auch die folgenden Kapitel, welche überschrieben sind: „Mit der Annahme einer transcendentalen Willensfreiheit sind Religion und Sittlichkeit unvereinbar“; „Providentielles“; „Die Zurückweisung des Pantheismus vom Standpunkte der Ethik und der Theologie“; „Das Verhältnis zwischen Kirche, Schule und Staat unter gleichmäßiger Berücksichtigung der Grundsätze der Psychologie, der Ethik und der Religion“; „Religion als Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts“; „Die Unsterblichkeit der Seele und was nach dem Tode in der Seele geschieht“; „Die psychischen Ursachen, aus denen die religiösen Vorstellungen entstanden und sich weiter bildeten,“ haben, wie man sieht, eine reiche Fülle der interessantesten und wichtigsten Fragen zum Gegenstande. Aber schon mit der Angabe dieser Titel und der Wiedergabe der hauptsächlichsten Gedanken aus dem ersten Kapitel werde ich gewiß meinen nächsten Zweck erreicht und vielen Lesern hinreichend Lust gemacht haben, das anspruchslose, aber gehaltvolle Büchlein selbst zu studiren.

Vielleicht aber wird es mir gestattet sein, ein andermal auf eine oder die andre dieser gewichtigen Fragen, wie Willensfreiheit, Vorsehung, Unsterblichkeit, Religion in der Erziehung, zurückzukommen und sie im Anschluß an Herbarts „Gedanken“ und „Aussprüche“ besonders zu behandeln. R–H

Der Hexenwahn und die Hexenprozesse

4. Bekämpfer der Hexengreuel

Eingehend hat Längin im vierten Abschnitt den Kampf gegen die Hexenverfolgung geschildert, einerseits, weil die neueste katholische Geschichtschreibung die Hauptarbeit für sich und ihre Kirche in Anspruch nimmt, und dann, wie er sagt:

> weil auch in gewissen protestantischen Kreisen heute mehr als je verkannt wird, was die Philosophie, die Aufklärung, die biblische Kritik, die neuen Theorien der Staatsmänner und Rechtsgelehrten für Abschaffung eines blutigen Aberglaubens und für Verbreitung eines menschlich-humanen, also christlichen Sinnes gethan haben.

*) Dieser Gedanke ist nicht unmittelbar von Herbart ausgesprochen, läßt sich aber sehr wohl im Anschluß an seine Ausführungen gewinnen.

**) Vgl. den Aufsatz „Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Theologie,“ 1888, Nr. 38 und 40 dieser Zeitschrift.

Immer wieder wird katholischerseits geltend gemacht, daß Jesuiten — nämlich einzelne — wider das Uebel der Hexenprozesse sich ausgesprochen haben; namentlich Friedrich Spee (geboren zu Kaiserswerth, gebildet zu Köln) soll als ihr erfolgreicher Bekämpfer gelten. Nun haben wir gewiß keinen Grund, diesem edeln Menschenfreunde sein Verdienst zu schmälern. Das Haar war dem Beichtvater der wegen Zauberei Angeklagten und zum Feuertode Verurteilten weiß geworden über dem Anblick des Elends; er schrieb seine cautio criminalis gegen das Hexenbrennen, aber er schrieb sie heimlich, ohne seinen Namen zu nennen. In der protestantischen Druckerei eines protestantischen Ortes, Rinteln, ist sie 1631 gedruckt worden. Also erwächst dem Jesuitenorden wenig Ruhm daraus; sein maßgebender Vertreter in diesem Stück ist vielmehr durchweg Martin Delrio, der Verfechter der Hexenverfolgungen. Und vor Spee waren bereits andre gegen die Greuel aufgetreten. So vor allen und als erster der Clevesche Arzt Johann Weyer, dessen Schrift um achtundsechzig Jahre der Speeschen voranging. Erst neuerdings sind wir näher mit einem andern Schriftsteller bekannt gemacht worden, dessen Buch zuerst 1585 in Heidelberg herauskam, also auch immer noch sechsundvierzig Jahre älter ist als die Speesche Schrift. Es ist dies der Professor der Mathematik Hermann Witekind zu Heidelberg, der ursprünglich Wilcken hieß, geboren 1522 zu Neuenrade an der Lenne in der Grafschaft Mark in Westfalen, daher vielleicht er sich auch in der Pfalz, etwa zur Unterscheidung von andern, den Namen des alten Sachsenherzogs beigelegt hat, ein Freund Melanchthons und wie dieser milden Sinnes, gestorben am 7. Februar 1605, „still und sanft wie sein Leben gewesen war.“ Sein Werk führt den Titel: „Christlich bedencken vnd erinnerung von Zauberei;“ es ist wieder aufgelegt worden in Straßburg 1586 und in Speier 1597. Schrieb nach ihm Spee als ein unbekannter „römischer Theologe,“ so hatte Witekind ein Pseudonym gewählt: er nannte sich Augustin Lercheimer, und erst jetzt ist es Professor Karl Binz*) gelungen, die Identität beider Namen festzustellen.

Wohl steht auch Witekind wie sein ganzes Zeitalter durchaus im Glauben an das bösliche Walten des Teufels in dieser Welt mittelst Ränken und Künsten zur Plage der Erdenbewohner. Aber daneben sucht er wieder mit klarem Verstande Unglücksfälle auf natürliche Ursachen zurückzuführen und die den Hexen zugeschriebenen übernatürlichen Fähigkeiten durch Sinnestäuschungen zu erklären. Alles häuft er zusammen, was ihm alltägliche Erfahrung, gesunder Menschenverstand und menschliches Mitleid eingeben, um den Wahnsinn der Anklage und die Barbarei des Urteils darzuthun. Und dazu hat er auch in verständlichem Deutsch geschrieben:

> Darum wenn dir dein Kind krank wird, das Kalb abstirbt, die Kuh kein Milch will geben, so bezeihe und beschuldige nicht, bring nicht in böse Geschrei deinen Nächsten, der dirs nicht hat können thun mit Worten und mit närrischen Geberden [Zaubersprüchen und „Manipulationen], wann er gleich gewollt und sichs unterstanden hat.
>
> „Besser zehn schuldige losſprechen, denn einen unschuldigen verdammen.“

Aber Weyers, Witekinds und Spees Bemühungen sind wesentlich vergebliche gewesen. Bekanntlich waren es erst Balthasar Bekker, reformirter Pfarrer in Amsterdam, mit seiner „bezauberten Welt“ am Ausgange des siebzehnten, und Christian Thomasius, der juristische Professor in Halle am Eingange des achtzehnten Jahrhunderts, die dem Hexenwahn wirkungsvolle Stöße versetzten.

Nur noch eines soll hier aus dem weitern Kampfe der Aufklärung gegen den Hexenglauben herausgegriffen werden, was vielleicht von Interesse sein dürfte. Längin kommt nämlich S. 328 auf Voltaire und sonderlich dessen Schrift La pucelle d'Orléans zu sprechen. Lange hat Voltaire daran gearbeitet.

> Wir thun, wie mir dünkt, sehr unrecht, wenn wir Voltaires Jungfrau von Orleans nach den Eindrücken beurteilen, die wir von Schillers gar zu idealisirter und unhistorischer Darstellung dieses verzückten Hirtenmädchens haben. Wenn Voltaire die Wundersucht, die Verzückungen heiliger Jungfrauen, die Gespenster- und Dämonenerscheinungen, das Treiben im Fegefeuer, die pathetischen Exorzismen der Mönche, die Luftfahrten mit Spott überschüttet, indem er für die letztern der Heldin einen geflügelten Esel zur Verfügung stellt, so muß man doch den Mißbrauch nicht vergessen, den die Kirche seit Jahrhunderten und gerade unmittelbar vorher in Frankreich mit diesen Dingen trieb. Es wäre dem heutigen Frankreich wieder eine solche Kur von Nutzen. Voltaire wollte aber zu gleicher Zeit auch das lüderliche Treiben der vornehmen Frauenwelt und die zweideutigen Versuchungen der frommen Aebtissinnen an den Pranger stellen. Dabei kommt die Jungfrau von Orleans noch gut weg, denn er läßt sie mit der derben Kraft eines Landmädchens ihrem dämonischen Buhlen eine tüchtige Ohrfeige geben. Bei dieser Gelegenheit ist es denn, daß er sich das Verdienst erwarb, jene vom Pfaffentum zum Glaubenssatz gestempelte Vorstellung von Buhlteufeln und Buhlteufelinnen so gründlich lächerlich zu machen und die ganze Unsinnigkeit und Narrheit dieses Glaubens aufzudecken, daß, wer die Pucelle d'Orléans gelesen, davon kurirt war. Wenn dabei ein schlüpfriger Ton durch das ganze Poem geht, und es an bedenklichen Situationen darin nicht fehlt, so lag das in der Zeit wie in der Tendenz der Dichtung, die die Farben aus der Gegenwart nahm. Allein wir möchten fragen: Was ist unmoralischer und gemeinschädlicher, diejenige Art, welche im leichtgeschürzten Gewande der Poesie einen fluchwürdigen Gedanken lächerlich macht, auch wenn sie in der Farbenzeichnung hie und da derb, zweideutig und buntschillernd auftritt, oder jene andre Art, welche, wie im Hexenhammer und in den Schriften der Inquisition, im Predigt- und Kanzelton und mit der Miene eines Philosophen einen fluchwürdigen Wahn verteidigt und dabei, trotz aller frommen Redensarten, dem schmutzigsten Detail auch nicht ein Haar breit aus dem Wege geht. Auch das berühmte Ecrasez l'infame muß aus den Verhältnissen heraus beurteilt werden . . . Es ist leicht gesagt: man hätte unterscheiden sollen zwischen Kirchentum und Christentum. Alle jene Männer kannten das Christentum in keiner andern Gestalt als in der der Kirche, die noch obendrein mit dem Anspruch auftrat, die alleinseligmachende und rechtgläubige zu sein, und die jede Abweichung vom herrschenden Kirchenwesen mit Verbannung, Kerker oder Scheiterhaufen rächte. Mit Recht erinnert Strauß: Man muß bei Ausdrücken wie dem Voltaireschen Écrasez l'infame und ähnlichen nicht vergessen, daß es die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege sind, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das durch die Kirche entweihte und geschändete Christentum kehrten.

*) Augustin Lercheimer (Prof. H. Witekind in Heidelberg) und seine Schrift gegen den Hexenwahn. Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch Anton Birlinger, herausgegeben von Karl Binz. Straßburg, Heitz, 1888.

5. Heutzutage

Schon oben ist gesagt, daß der Zauber- und Hexenglaube keineswegs ausgestorben sei. Einmal, ungläubige Zeitalter werden mit abergläubischen Einbildungen bestraft, und die geistlose, mechanische Verwaltung von Kultushandlungen pflegt sich nicht minder in zauberische, abergläubische zu verwandeln. Auch protestantische Gebiete sind nicht frei davon, und am meisten ist da davon übrig geblieben, wo die Reformation nicht wie in den westlichen Gemeinden unter dem Kreuz bis aufs Blut um ihr Dasein hat kämpfen müssen. Da liegt denn allemal unter der protestantischen Schicht eine katholische und unter dieser die heidnische, vielleicht eine germanische über einer slawischen und unter letzterer wieder eine germanische, und alle diese Bestandteile erweisen sich noch irgendwie lebendig und sickern je und je wieder durch und kommen an die Oberfläche.

In einer höhern, der Hauptsache nach katholischen Schule des Rheinlandes hat es vor einigen Jahren sich zugetragen, daß ein Lehrer vor den Schülern beider Konfessionen ausgesprochen hat, der Aberglaube sei größer in evangelischen Ländern als in katholischen. Die evangelischen Zuhörer wandten sich alsbald mit der Frage nach der Richtigkeit dieser Behauptung an ihren Religionslehrer. Dieser antwortete: „Der Herr hat Recht, des wildwachsenden Aberglaubens ist in protestantischen Ländern mehr, des gezüchteten freilich . . , ?“

Längin endet demgemäß sein Buch auch mit „einem Blick in die katholische Hexenlitteratur der Gegenwart.“ Ein Blick — nun das ist eben nichts Erschöpfendes. Da hätte noch mancherlei aufgezählt werden können. Dr. Richard Weitbrecht hat im Novemberheft 1884 der Deutsch-Evangelischen Blätter das Buch eines württembergischen katholischen Geistlichen und — Doktors der Philosophie, Th. Bischofberger: „Die Verwaltung des Exorzistats nach Maßgabe des römischen Benediktionale“ (Leutkirch, bei Roth) nach Gebühr gewürdigt, ebenso wie er in einem spätern Aufsatze*) auch auf das 1886 mit bischöflicher Appro-

*) a. a. O. 1887, S. 194 ff.

bation erschienene „Gewitterbüchlein“ von J. Sauren, Rektor am St. Marienhospital zu Köln, aufmerksam gemacht hat, wo es unter anderm heißt:

Daß die bösen Geister auch schreckliche Gewitter zum Nachteil der Menschen erregen, folgt aus den . . . Benediktionen und Exorzismen der Kirche, durch welche die Gewalt des Teufels beim Gewitter gebrochen werden soll. An vielen Orten ist es Gebrauch, bei Herannahen des Gewitters eine geweihte Glocke zu läuten oder eine kleine zu diesem Behufe gesegnete Schelle klingelnd durchs Haus zu tragen.

Stifterin dieses Gebrauchs ist die heilige Salaberga zu Anfang des siebenten Jahrhunderts gewesen. Im heiligen Haus zu Loretto sind solche Glöcklein käuflich zu haben; sie haben sich zum Schutz ganzer Gegenden bewährt. — In Wohnzimmern pflegt man eine am Lichtmeßtage oder extra hierzu geweihte Kerze anzuzünden. Von den am Maria-Himmelfahrtstage geweihten Kräutern wird ein Teil in den Ofen gelegt, damit der durch den Kamin aufsteigende Rauch sich in die Luft verbreite. Alle diese Gebräuche haben offenbar den Zweck, den Segen der Kirche in der Luft und in der Umgebung zu verbreiten und dadurch die schädlichen Einflüsse der bösen Geister unwirksam zu machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beobachtung dieser Gebräuche während des Gewitters, überhaupt während der Sommermonate, einen besondern Schutz gegen Blitz und Hagelschlag gewährt. Mögen wir darum vor allem zu den Schutzmitteln greifen, welche die Kirche uns an die Hand giebt!

Um wie viel erbaulicher ist doch da der alte Lercheimer-Witekind, wenn er es als eine große Sünde wider Gott bezeichnet, daß wir Seine Macht und Werke so gering schätzen, „daß wir . . . . [er spricht allerdings davon: es Menschen zuschreiben und] nicht erkennen, daß von ihm herkommt gut zeitig Wetter, damit uns zu helfen und zu frommen, böse unzeitige Wetter, uns damit zu strafen.“

Auch das treffliche und nicht genug zu empfehlende „Rheinisch-Westfälische Gustav Adolfs-Blatt“ des Pfarrers Terlinden in Duisburg hat sich in gerechter Abwehr der Bemühungen, den Makel der Hexenprozesse, der Zauberei, des Aberglaubens u. s. w. dem Protestantismus an die Rockschöße hängen zu wollen, gelegentlich mit diesen Dingen beschäftigt, wie z. B. 1887, S. 154 f., wo es folgendes beibringt:

In dem Dorfe Abkoude bei Amsterdam forderte im August d. J. die Diphtherie unter den Kindern zahlreiche Opfer. Was thaten die katholischen Eltern? Viele zogen es vor, ihre Kinder, statt von einem Arzte behandeln, durch den Geistlichen mit dem Segen des heiligen Blasius versehen zu lassen. Als ein Amsterdamer Blatt auf diesen Unfug aufmerksam machte, schrieen einige katholische Blätter über Beschimpfung ihrer religiösen Gebräuche und fragten erstaunt, ob das Blatt denn noch nie von dem Segen des heiligen Blasius gehört habe?

Nach dem römischen Benediktionale, welches den römischen Priestern die kirchlich vorgeschriebenen Formeln zu den Weihungen und Teufelsaustreibungen oder Beschwörungen (Exorzismen) bietet, muß der römische Priester, wenn er Weihwasser herstellt, zuerst das Salz „entteufeln,“ damit es heilkräftig werde und alle Ränke und Anschläge des Teufels und der bösen Geister entkräfte, „wo man es auch hinstreuen möge.“ Darauf heißt es zum Wasser: „Ich beschwöre dich, Kreatur des Wassers, daß du, selbst der Macht des Teufels entrückt, ein Heilmittel gegen alle Angriffe des Feindes und seiner mitabgefallenen Engel werdest.“ Darauf Gebet, daß Gott dem „durch so vielfältige Reinigungen zubereiteten Element seine Kraft verleihe, damit es zur Vertreibung böser Geister und Krankheiten diene, und was in Haus und Wohnorten der Gläubigen mit diesem Naß besprengt würde, von aller Unreinigkeit und Besessenheit befreit werde u. s. w.“

Ferner 1860 und 1864 haben in Mexiko förmliche Hexenverbrennungen durch die Behörden stattgefunden; 1888 ist in Peru auf Anstiften eines Pfarrers eine Frau mehrmals gegeißelt, dann öffentlich auf dem Marktplatz als Hexe verbrannt worden.

Längins Schlußbetrachtung läuft aus in die Frage: Werden die Hexenprozesse wiederkehren? Und er urteilt und die Thümmelprozesse und viele andre Zeichen der Gegenwart müssen ihm zum Belege dienen: sofern man den großen Reformator selbst als vom Zauber-, Dämonen-, kurz krassesten Aberglauben ganz und gar durchfressen, die Reformation als Quelle alles politischen, religiösen und sozialen Unheils, dann wieder zugleich den Protestantismus als Heidentum und puren Unglauben ansieht, ist von hier aus

nur noch ein Schritt zur Aufnahme der alten Vorstellung, daß überhaupt der Protestantismus Zauberei, d. h. ein Abfall von Gott und ein Paktiren mit höllischen Mächten sei und Luther eines der vornehmsten Werkzeuge des Teufels . . . Und nach dieser Seite hin stehen wir mitten im Hexenprozeß, d. h. in dem Streben der römischen Kirche, jede ketzerische Opposition, jede ihr unangenehme Kritik kirchlicher Einrichtungen oder ihres stillschweigenden Vordringens auf dem Wege des Prozesses oder auf andre Weise einzuschüchtern, zu verhindern und niederzuhalten . . . Durch jene Vorstellung schafft man sich . . . die religiösen Unterlagen, um, wenn man einmal die Macht hat, gegen eine so heruntergekommene und verderbliche Erscheinung (wie der Protestantismus ist) mit allen Mitteln einzuschreiten, berechtigt und verpflichtet zu sein.*) H

Charlotte Duncker

Wenige nur unter unsern Lesern werden den Namen der edeln Frau kennen, den wir an die Spitze gestellt haben, — die ihn aber kennen, die wissen auch, daß hier ein Leben seinen Abschluß gefunden hat, von dem das Wort unsers Herrn gilt: Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen! Deshalb, so unbekannt Charlotte Duncker vielen auch sein mag, dürfen wir ihr Andenken doch in diesem Blatte erneuen, nicht um Menschenlob auf die Geschiedene zu häufen, sondern um dankbar zu erkennen, wie es auch heute noch möglich ist, tiefe, aufrichtige Frömmigkeit mit thatkräftiger Arbeit in der Welt und mit freudiger Hingabe an alles Hohe und Schöne zu vereinigen.

Schnell erzählt ist der äußere Verlauf dieses Lebens. Am 19. Oktober 1819 zu Halle geboren, wurde Charlotte Gutike nach dem frühen Tode ihrer Mutter von ihrem Vater streng aber liebevoll erzogen. Das Bestreben des Vaters war vor allem darauf gerichtet, das reichbegabte Kind zu treuer, peinlicher Pflichterfüllung zu gewöhnen. Den eigentlichen Inhalt gewann Charlottes Leben durch ihre Verheiratung mit Max Duncker, damals Privatdozenten der Geschichte in Halle, einem der Führer der altliberalen, auf Deutschlands Einigung gerichteten Bewegung. An der Seite des geliebten Mannes zog sie 1857, als ihn die preußische Reaktion aus Halle vertrieb, nach Tübingen. Hier, wie in Halle, verkehrte sie hauptsächlich in den geistig angeregten Universitätskreisen, z. B. mit F. Ch. Baur, dem großen Theologen. Die neue Aera berief Duncker 1859 — und mit ihm seine Frau — zurück nach Preußen, und zwar nach Berlin, zunächst zu interessanter politischer Thätigkeit, darauf zu nicht minder erfolgreichem wissenschaftlichen Wirken. Von da ab hat auch Charlotte Duncker bis an ihr Ende in Berlin gelebt. Im Sommer des Jahres 1886 verlor sie den Gatten, am 30. April 1890 ist sie ihm nachgefolgt.

So ist sie sieben Jahrzehnte auf ebnen Bahnen geführt worden. Starke äußere und innere Konflikte sind ihr erspart geblieben. Die Sorgen um die Notdurft des Lebens sind nicht an sie herangetreten. Bis zum Tode des Gatten ist trotz manchem Leide, das sie tragen mußte, trotz manchem Vermissen ihr Leben doch ein besonders glückliches gewesen. Denn ihre Ehe mit dem großdenkenden Manne galt auch in den Kreisen, in denen man Zucht und Ehre, Treue und Liebe als selbstverständlich ansieht, für eine Musterehe, ausgezeichnet durch ein tiefinnerliches Gemeinschaftsleben. So sehr gingen Gatte und Gattin in einander über, daß es ihnen selbst unmöglich war zu sondern, was von dem gemeinsamen geistigen Besitz von dem einen oder dem andern herstammte. Seine Kämpfe für des Vaterlandes Größe, seine Arbeit an der Geschichte der Vorzeit fanden in ihrem Herzen ebenso verständnisvolle Teilnahme, als in seinem Geiste ihre Bestrebungen zur Förderung des Handarbeitsunterrichtes in den Volksschulen oder die Gründung und Beteiligung an den Werken christlicher Liebesthätigkeit. Doch die tiefste Einheit zwischen beiden Gatten war nicht die der geistigen Interessen, sondern die Gemeinschaft des Glaubens. Beiden war ein tiefes Gottvertrauen eigen; das hielt sie aufrecht in den schweren Stunden des Lebens, das war die Quelle ihrer Freudigkeit und die Richtschnur ihres Handelns. Es war ein Gottvertrauen ohne viel Worte, ohne Grübeleien und Gefühlsseligkeit, aber stark und kräftig bewährte es sich vor allem in dem höchsten sittlichen Ernste und in der selbstlosen, opferfreudigen Hingabe an alle Aufgaben der Zeit. Das Bild des wahren Gläubigen, das Charlotte Duncker gezeichnet hat, ist in vielen Stücken ein Abbild ihres innern Lebens:

*) S. 383. 381. 383.

Die vom Glauben Ergriffenen tragen keine heilige Uniform, ihre individuelle Art kommt auch in Mängeln zum Vorschein, und die Wetter des Lebens lassen auch über ihr Gemüt Sonnenschein und Wolkenschatten im Wechsel dahinziehen. Aber ihre sittliche und gemütliche Kraft schöpft aus dem Unerschöpflichen, sie leben in dem Klima, in welchem die Bäume unermüdlich zugleich Blüte und Frucht tragen. Ihr Thun ist nicht eine Summe einzelner Handlungen, sondern ein ununterbrochener sittlicher Prozeß; sie unterwerfen sich der Pflicht und den Pflichten, aber nicht als einer Summe vereinzelter Aufgaben, die man abzumachen hat; Pflichttreue und Tugend gehen ihnen hervor aus dem Gott entsprungenen Wesen der Sittlichkeit.... Ihr Fleiß, ihre Treue, ihre Barmherzigkeit, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Geduld sind wohl endlich in der Bethätigung, aber unerschöpflich in der befruchtenden Wirkung auf ihren guten Willen; nie ist ihre Gewissenhaftigkeit am Ende mit ihrem Latein, denn ihre Wurzeln sind gepflanzt in die Vollkommenheit Gottes. *)

Weil ein solches Gottvertrauen in Charlotte Duncker lebte, weil aus ihm alles hervorging, was sie unternahm, darum gedieh es auch, und darum verlor sie auch im Vielerlei nie die Sammlung und den Frieden.

Die Vereine, denen sie angehörte, sind unzählig. Nur einer sei hier erwähnt, der ihr ganz besonders am Herzen lag, der Verein Berliner Künstlerinnen und Zeichenlehrerinnen. Zweiundzwanzig Jahre hat sie ihn geleitet und dadurch das Los vieler junger Mädchen, die mit der Sorge und Not rangen, erleichtert, aufkeimende Talente gepflegt und in die ihrer Begabung angemessenen Bahnen geleitet. Aber ihre Mitarbeit an den Vereinen beschränkte sich nicht auf Geldgeben und Teilnahme an Sitzungen, — was ihrer Vereinsthätigkeit den christlichen Charakter aufprägte, das war ihr ernstes Streben, mit jedem Einzelnen in ein persönliches Verhältnis zu treten und von dem, was in ihr lebte, auch andern zu zeugen; ihre Thätigkeit war hauptsächlich eine erziehende. In diesem Sinne hat sie auch Armen- und Krankenpflege getrieben und unablässig die Stätten des Elends aufgesucht. Erst in den letzten Lebensjahren hat sie dies aufgegeben, aber mittelbar ist sie doch auch da noch mit vielen Armen in Verkehr getreten: selbst in einer der reichsten Parochien Berlins wohnend, setzte sie sich mit einer Schwester in einer der Massengemeinden in Verbindung und ließ sich von ihr regelmäßig über nötige Unterstützungen berichten. Bis zu ihrem Ende hat sie den Handarbeitsunterricht in einer Gemeindeschule persönlich geleitet und ist dadurch auch Scharen von Kindern nahe getreten.

Neben dieser ausgebreiteten Vereinsthätigkeit ist es Charlotte Duncker zeitlebens Bedürfnis gewesen, auch schriftstellerisch von ihrem geistigen Besitztum andern mitzuteilen. Nicht aus eitler Ruhmsucht hat sie zur Feder gegriffen — sind doch die meisten Aufsätze, die sie geschrieben hat, ohne ihren Namen erschienen. Ihr innerstes Herz trieb sie zum Schreiben, und nicht einen Augenblick hat sie das Gefühl der Verantwortung für jedes Wort, das für fremde Augen bestimmt war, verlassen. Darum ist auch alles, was sie geschrieben, edel und fromm. Unsre Leser erinnern sich der warm empfundnen Aufsätze über die Kaiserin Augusta und der Besprechung der „Euphrosyne," — des letzten Erzeugnisses ihrer Feder. Zahlreiche Aufsätze von ihr waren schon früher in den Deutsch-Evangelischen Blättern erschienen. Das Buch aber, das man recht eigentlich als den Ertrag ihres reichen Lebens bezeichnen darf und das in weiten Kreisen geschätzt wurde, ehe in der dritten Auflage der Name der Verfasserin bekannt wurde, trägt den Titel „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches." In einer Reihe einzelner Aufsätze werden hier ethische Fragen behandelt.

Man hat es dem Buche zum Vorwurf gemacht, daß es diese Aufsätze, die jeder nach einem Stichwort benannt sind, alphabetisch an einander reiht. Aber dieser Vorwurf wäre doch nur dann begründet, wenn das Buch den Anspruch erhöbe, ein ethisches Lexikon zu sein. Daß es dies nicht will, zeigt schon der Mangel vieler wichtiger und naheliegender Themata. Diese Aufsätze sind einzeln entstanden, und einzeln wollen sie genossen sein. Auf dem Grunde biblischen Christentums, mit reicher Kenntnis der Geschichte und der Litteratur, mit praktischem Blick für die Gegenwart, und was das Beste ist, mit warmem, echt weiblich empfindendem Herzen und hellem männlichem Verstande sind diese Gedanken und Erfahrungen erlebt und aufgezeichnet.

*) Ewiges und Alltägliches 1. S. 397.

Doch sind es nicht einzelne, lose aneinandergereihte Aphorismen, wie sie der verdorbne Geschmack unsrer Tage so oft hervorbringt, sondern sorgfältig durchgearbeitete und durchdachte Aufsätze von keineswegs ganz geringem Umfange. Wenige Wochen vor ihrem Tode äußerte sie einem Freunde unsers Blattes den Wunsch, dies ihr „Abcbuch" in der Christlichen Welt besprochen zu sehen. Wir können uns nicht versagen, ihre eignen Worte herzusetzen, mit denen sie diesen Wunsch begründete:

Vielleicht könnte das Buch als Konfirmandengeschenk in Erinnerung gebracht werden, wo es allerdings nicht für die ersten Frühlingsmonde des erweckten Besinnens und Gestimmtseins, sondern für weitres Zurhandsein gemeint sein müßte. Ehrgeiz treibt mich nicht zu diesem Anstoß Ihres freundlichen Willens — ich habe nur bei der schmerzlichen Klarheit über die kleine Summe meines langen Tagewerks den Wunsch, dasjenige, was ich, wie ich glaube, nach bestem Können gethan habe, so wirksam als möglich zu sehen.

Spricht nicht aus diesen Zeilen der ganze sittliche Ernst, mit dem sie ihre schriftstellerische Thätigkeit beurteilte? Sie war sich bewußt, daß die Anschauungen, die sie in dem Buche ausgedrückt hatte, Früchte einer langen Erfahrung, besser einer demütig und willig hingenommenen Erziehung ihres Gottes waren.

Wie wenig es ihr mit ihrer schriftstellerischen Thätigkeit darauf ankam, ihres Namens Ruhm zu verbreiten, das beweist auch, daß das Letzte, was sie geschrieben hat, gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. Seit dem Tode des Gatten hat sie sich damit beschäftigt, eine Skizze seines Lebens niederzuschreiben. Ihr ganzes Herz hat sie da hineingelegt und so auch über das Grab hinaus mit dem Geschiednen die Gemeinschaft des Geistes weiter gepflegt. Es ist eine besonders freundliche Fügung Gottes, daß sie diese Skizze am Tage vor ihrem Tode, den sie in Heiterkeit und Frische verlebte, vollendet hat. Der Endstrich unter das letzte Kapitel, überschrieben „Tod und Bestattung," ist ihr letzter Federzug gewesen.

Daß diese schriftstellerische Thätigkeit sie in nahe Berührung mit allen Fragen des geistigen Lebens der Gegenwart führte, ist fast selbstverständlich. Von ihrem Gatten in die Geschichte der Menschheit eingeführt, beherrschte sie diese in staunenerregender Weise. Auch für die Entwicklung der Theologie hatte sie ein lebhaftes Interesse. Noch vor wenigen Jahren las sie Thikötters Darstellung der Theologie Albrecht Ritschls, mit dem ihr Gatte auch durch persönlichen Verkehr verknüpft war. Zweierlei gefiel ihr ganz besonders daran: die Abweisung aller Grübeleien über die überirdischen Dinge, die ihrem klaren Verstande stets zuwider waren, und die innige Verbindung von Religion und Sittlichkeit, von Frömmigkeit und Berufsarbeit. Wohl das letzte Buch, das sie gelesen und das ihre wärmste Sympathie errungen hat, war von Sodens Schrift: „Und was thut die evangelische Kirche?" Und doch — trotz allem Wissen, trotz dem treffenden Urteil, tiefe Bescheidenheit und fast ängstliche Zurückhaltung. Auch von dem jungen Manne nahm sie gern Belehrung an; unbegrenzt war ihre Achtung vor ernster wissenschaftlicher Arbeit, die sie als dem Weibe nicht gebührend beurteilte. —

So hat Charlotte Duncker ein reiches Leben geführt, ein Leben in gesegneter Arbeit. Aber nie ist ihr die Arbeit zur Leidenschaft geworden, der Mensch im Arbeiter erloschen. Nicht was sie gethan und getrieben hat, lebt fort im Gedächtnis derer, die sie liebten, sondern was sie war. Eine Mischung von männlich-hellem Verstand und warmem weiblichen Herzen war ihr eigen, von Anmut und Würde, von strenger Hoheit und milder Lindigkeit, von idealem Streben nach dem Hohen und Bleibenden und von liebenswürdiger Freude auch an den kleinsten Offenbarungen der göttlichen Liebe. Was aber alle diese Züge erst zu einem harmonischen Ganzen vereinigte, das war der Ernst ihrer Pflichterfüllung. Von Haus aus angelegt und erzogen für geistige Interessen, hatte sie sich doch alle praktischen Fertigkeiten, die zum Leben nötig sind, angeeignet, sodaß auch ihre Hausfrauentugenden vielen zum Vorbild dienen konnten. Dadurch hat sie ihr Haus zu einer Stätte des Behagens gemacht und ihrer Geselligkeit einen wirklich vornehmen Charakter aufgeprägt. Immer hat sie es als eine besonders schwere Prüfung

empfunden, daß ihr Kinder versagt geblieben sind, aber doch hat sie Mutterliebe reichlich geübt, vornehmlich an einem kleinen Kreise ihr nächststehender Neffen und Nichten. In ihrem Verkehr mit Freunden und Freundinnen zeigte sie ein zartes Verständnis, das auch ohne viel Fragen herausfühlte, wie es einem ums Herz war. Die Freude des Nächsten machte auch ihr Herz jubeln, sein Leid und sein Kummer bewegten sie zu eingehendem Rat und teilnehmender Hilfe. Aus ihren freundlichen blauen Augen leuchtete die Freudigkeit eines Gotteskindes, und auf ihrer edeln silberumrahmten Stirn war das Siegel eines Friedens aufgedrückt, der höher ist als alle Vernunft.

Vielgeliebt ist sie nach nur stundenlangem Leiden hinübergegangen in die Ewigkeit, in der sie schon hier gelebt hat. Nach dem Tode ihres Gatten hatte sie es sich als Aufgabe gestellt, „dankend in meinem Herzen zu halten, was mir geblieben ist, und betend und arbeitend im Gehorsam der mir nur irgend erkennbaren Pflicht von einem Tage zum andern zu gehen“; aber ihre Sehnsucht und ihr Gebet war gewesen, Gott wolle die Trennungszeit nicht zu lang machen. So sah sie dem Tode ohne Furcht entgegen. Als sie am Morgen des 30. April Schmerzen zum Tode überwältigten und ein Neffe, der ihr zeitlebens nahe gestanden hatte wie ein Sohn, sie tröstete, entgegnete sie schon in der Todesstunde: „Für mich ists keine Sorge, wenn Gott mich ruft.“ Und so ist sie freudig und schnell durch des Todes Pforte hindurchgegangen dorthin, wo sich die Verheißung erfüllen wird: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen!*) E F

Evangelische Arbeitervereine

Die Sache der evangelischen Arbeitervereine gewinnt immer mehr, namentlich seit ihre Frage auf der Tagesordnung des Evangelisch-sozialen Kongresses gestanden hat, die Beachtung, ja die Zuneigung weiter Kreise der evangelischen Kirche Deutschlands. Von den Männern, die im Jahre 1882 in Gelsenkirchen zusammentraten, um Genossen für ihr Vorhaben zu sammeln, hat wohl damals keiner geahnt, daß ihr Ruf so mächtigen Wiederhall finden und die evangelischen Arbeitervereine sich in kurzer Zeit so vermehren würden. Nach Angabe des Pfarrers Weber zählt jetzt der rheinisch-westfälische Verband siebzig Vereine mit ungefähr 20000 Mitgliedern. Daneben giebt es in Rheinland und Westfalen noch etwa zwölf andre entweder jüngst entstandne oder dem Verbande aus irgend welchen Gründen nicht eingegliederte Vereine. Die vierzig Vereine in Bayern mit ihren 6—7000 Mitgliedern werden auch von Pfarrer Weber als Genossen aufgeführt; doch ähneln sie, indem sie „die Pflege des christlichen Sinnes und Wandels auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses“ als die alles andre ausschließende Hauptsache sich als Ziel gesteckt haben, in ihrem Wesen zu sehr z. B. den norddeutschen und den sächsischen Männer- und Jünglingsvereinen. Es dürfte dann doch wohl die Frage berechtigt sein, ob nicht auch diese letztern mit in den geplanten allgemeinen Verband aufzunehmen sind? Wenn nicht, so fragt es sich, wie sich die Vereine unterscheiden. Im Königreich Sachsen bestehen unsers Wissens jetzt neun Vereine, in der Provinz Schlesien fünf, in der Provinz Sachsen vier. In Baden, Hessen, Württemberg, Hamburg und noch an manchen andern Orten unsers deutschen Vaterlandes hat man den Gedanken der Begründung von evangelischen Arbeitervereinen gefaßt oder schon zur Ausführung gebracht. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Lebensfähigkeit des in diesen Vereinen verwirklichten Gedankens, daß das Interesse dafür durch diese Reihe von Jahren so andauernd geblieben ist. Die Entwicklung aber des Gedankens scheint noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte angekommen zu sein. Es wird sich immer mehr zeigen, daß noch so manches in dieser Frage der Klärung und Erörterung bedarf. Namentlich aber dürfte es zeitgemäß sein, in den Kreisen der Männer- und Jünglingsvereine die schon in den siebziger Jahren gestellte Forderung mit der Abänderung wieder aufzunehmen, die bestehenden Männervereine in evangelische Arbeitervereine umzuwandeln, dagegen sich mit neuer Kraft auf die Pflege der Jünglingsvereine mit ihrem mehr kirchlich-erbaulichen Charakter zu werfen.

Nach dem Zeugnis des ersten Begründers eines evangelischen Arbeitervereins, des Bergmanns Fischer in Gelsenkirchen, hatte man bei der Begründung den doppelten Zweck im Auge, einmal die evangelischen Arbeiter aus den christlich-sozialen, d. h. ultramontanen Vereinen herauszuziehen, und sodann den Klassenhaß, der bis ins Unendliche geschürt sei, unter den Arbeitern zu beseitigen. Es galt also unter den Arbeitern das evangelische Bewußtsein zu wecken und zu fördern und das friedliche Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu wahren und zu pflegen. So sind denn die Arbeitervereine aus einem kirchlich-konfessionellen und einem sozialen Bedürfnis hervorgegangen, dort im Gegensatz zur ultramontanen, hier zur sozialdemokratischen Agitation. Es dürfte wohl gerade jetzt an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß die evangelischen Arbeitervereine die ihnen gestellte Aufgabe nur dann lösen werden, wenn sie diese beiden ihnen eigentümlichen Ziele in völliger Klarheit erkennen und in ihrer ganzen Schärfe erfassen.*) Das Große bei der Gründung der evangelischen Arbeitervereine war, daß gerade Arbeiter sich zur Verwirklichung dieser Ziele zusammengethan hatten, nicht nur für die Verbesserung ihrer äußern Lage einzutreten, sondern an sich selber zu arbeiten.

> Ihre Vereinigung sollte ein Herd evangelischen Glaubens und Lebens werden; sie verhalten sich nicht gleichgiltig gegen die besondern Interessen ihres Standes, aber ihre Stifter hatten nicht sowohl wirtschaftliche Reformideen im Kopf, als vielmehr die Sehnsucht im Herzen, das Volksleben möge in evangelisch-christliche Bahnen zurückkehren.**)

Alle andern Ziele, die sonst noch gestellt werden und gestellt worden sind, sind einem evangelischen Arbeitervereine nicht eigentümlich oder ihm mit andern Vereinen gemeinsam. Jene beiden aber geben ihm seine Berechtigung und seine Kraft. Darin muß die ganze Bedeutung der Bewegung gefunden werden. Das ist auch festzuhalten, wo ein neuer Verein ins Leben gerufen werden soll.

Ein evangelischer Arbeiterverein kann nicht künstlich gemacht werden, etwa durch irgend einen großen Familienabend, an dem ein großer Redner die Versammelten anredet und dann, von Begeisterung fortgerissen, Hunderte der Aufforderung zum Beitritt Folge leisten. Der Segen solcher Familienabende ist unsers Erachtens nicht gerade groß. Diejenigen, welche vor den sozialdemokratischen Umtrieben bewahrt werden sollen, werden auf diese Weise nicht erreicht. Ja an einigen Orten hat man mit solchem Vorgehen betrübende Erfahrungen gemacht. Denn es waren dadurch sowohl Elemente mit sozialdemokratischer als auch solche mit kirchlich-separatistischer Tendenz hineingekommen, die erst wieder durch ein energisches Auftreten und durch Miß-

*) Wir können uns nicht versagen, zur Charakteristik der Verewigten die Hauptstelle des Briefes mitzuteilen, mit dem sie des Herausgebers Bitte um Mitarbeit an der Christlichen Welt — damals ablehnend — erwiederte.

„... Von Herzen danke ich Ihnen, daß Sie mir zutrauen, Ihrem von mir hochgeschätzten Blatte einen geeigneten Beitrag liefern zu können. Ach, ich kann jetzt keinem etwas lehren, ich habe erst noch zu lernen in der neuen Klasse, in welche es Gott gefallen hat, mich durch den Tod meines geliebten Mannes zu versetzen; und ich lerne schwerer und langsamer, als ich es früher wohl geglaubt hätte. Am 21. Juli sind es zwei Jahre, daß das Herz stille stand, dessen ruhiger, nur durch Großes bewegter Schlag der Regulator meines Lebens war.

Bevor ich diesen Tod erfuhr, habe ich nicht gewußt, was es heißt, daß wir sterben müssen, denn bei allen früheren, noch so schmerzlich beweinten Verlusten bin ich nicht selbst mit gestorben. Das Gestorbensein und dennoch Leben giebt ein so neues Bewußtsein, eine so neue Empfindung aller Werte, es stellt dem Glauben so ganz neue Aufgaben und giebt einen so heißen Durst nach dem »lebendigen Gotte,« daß man wirklich das eigne Selbst umlernen muß; das Sprechen vollends in diesem Werdezustande kann nur ein Stammeln sein, — ob ich je wieder den Mut und Drang und das Recht fühlen werde, meine Gedanken und Erfahrungen mitzuteilen, das weiß ich noch nicht. Als ich es in meinem kleinen Abcbuche that, war es mir eine Notwendigkeit, ja ich hielt es für Pflicht; aus anderm Antrieb könnte ich nicht versuchen, das Wort zu nehmen....“ D H

*) Vergl. Sopp, Die Bedeutung und die Aufgaben der evangelischen Arbeitervereine. Bochum, 1887.

**) Deutelmoser, Die evangelischen Arbeitervereine in Westfalen. Magdeburg, 1886.

helligkeiten, die für die Entwicklung des betreffenden Vereins nicht förderlich waren, wieder ausgeschieden werden mußten. Außerdem ist bei dieser Art und Weise, Mitglieder zu sammeln, stets die Gefahr vorhanden, daß sie sich sehr rasch wieder verlieren und der erziehlichen Einwirkung entziehen.

Der Schwerpunkt der evangelischen Arbeitervereine liegt in den wöchentlichen regelmäßigen Versammlungen mit ernsten Debatten, mit kurzen Referaten, mit der Schulung der Einzelnen in sozialen Fragen. Hier gilt es zu lernen von der stillen Propaganda der Sozialdemokratie, die den Arbeiter für sich gewinnt, indem sie ihm seinen Verein anziehend, lieb und wert macht. Der evangelische Arbeiterverein muß das Gute und das Gesunde bieten für den Bildungs- und Geselligkeitstrieb des noch nicht der Glaubenslosigkeit anheimgefallenen Arbeiters; deren giebt es noch Tausende. Nur durch die Lügen, mit denen sie ihre letzten Ziele verbergen, gelingt den sozialdemokratischen Agitatoren der Gimpelfang. In den evangelischen Arbeitervereinen sammeln sich thatsächlich von Tag zu Tag immer mehr Arbeiter, die noch auf dem Boden ihrer christlichen Weltanschauung stehen, die aber nun im Gefühl, schon an den Gleichgesinnten einen Rückhalt zu haben, im Zusammenschluß mit den andern Vereinen eine Macht zu bilden, wehrhaft gemacht worden sind, in der Werkstatt, im Fabriksaal, an allen Orten der falschen Weisheit, den Wahnideen der Hetzer mutig entgegen zu treten. Der sozialdemokratischen Propaganda beginnt die Bewegung der evangelischen Arbeitervereine bedenklich, ja gefährlich zu werden; daher der Haß, mit dem sie die Fortschritte in den evangelischen Arbeitervereinen verfolgt. So lange wir noch nicht die kleinen, lebendigen Seelsorgegemeinden, wie sie mit Recht von allen Seiten gefordert werden, haben, so lange ist es nun Pflicht der Kirchengemeinden und ihrer Vertreter, die Pflicht aller einzelnen Gemeindeglieder, diese Bewegung mit allen Mitteln zu pflegen und zu unterstützen. Es ist hier der Kirchgemeinde eine Möglichkeit gegeben, ihre soziale Aufgabe zu erfüllen. Als Grundsatz ist für unsre Zeit dabei festzuhalten, daß eins von den vorhandnen wirksamen Gegenmitteln gegen den religiös-sozialen Umsturz, gegen die atheistische und materialistische Gesinnung in breiten entkirchlichten Arbeitermassen die Bildung von evangelischen Arbeitervereinen an allen Orten mit größerer Industriebevölkerung ist.

Die gebornen Gründer, Pfleger und Leiter der Vereine sind nun durchaus nicht die Geistlichen, sondern Männer aus den Kreisen der Arbeiter, die, von evangelischer und vaterländischer Gesinnung erfüllt, ein Herz haben zu unserm Volke, namentlich zu den Brüdern ihres Standes. Die Vereine werden dann Tüchtiges und Tiefeingreifendes leisten, auch ohne in Familienabenden und großen Versammlungen an die Oeffentlichkeit zu treten, da solche Leiter die Sprache, Gedanken, Bedürfnisse, Arbeiten und Erfahrungen ihrer Standesgenossen am besten verstehen. Der Geistliche versteht diese im Durchschnitt lange nicht genug. Jene Männer werden sich, wie es bisher gewöhnlich bei der Gründung eines evangelischen Arbeitervereins gewesen ist, anlehnen an den Rat des Geistlichen, wenn er ihr Zutrauen besitzt, als des eigentlichen Mittelsmannes, der über den Parteien, auch über den sozial tiefgeschiedenen Ständen und Klassen der Gesellschaft stehen soll und keiner Partei angehören darf, damit der Verein nicht in — politisches oder kirchliches — Parteigetriebe gezogen werde. Darum ist weiter festzuhalten, daß die evangelischen Arbeitervereine einen kirchlich weitherzigen Charakter tragen müssen.

Die Gefahr, die den heiligsten Gütern eines evangelischen Arbeiters von seiten einer unevangelischen oder widerevangelischen Gesinnung, einer ultramontanen oder sozialdemokratischen Agitation drohte, hat die evangelischen Arbeitervereine auf den Plan gerufen. Soll nun der Arbeiter in seinem Vereine Gelegenheit haben, über den Wahnwitz jener Agitation, die als neue Weisheit ihm mit dem unbedingten Anspruch auf Wahrheit entgegentritt, sich Aufklärung zu verschaffen; soll der Verein dem Arbeiter ein Hort sein, wo er gegen Bestrebungen, die ihm gegen sein Gefühl gehen, denen er aber ohne Vereinsgenossen anheimfallen würde, einen Rückenhalt findet; soll der Arbeiter mit andern Arbeitsgenossen oder mit Arbeitgebern, die dem Vereine sich als Freunde — aber nicht als Ehrenmitglieder — angeschlossen haben, über die Frage der Sonntagsheiligung und Sonntagsarbeit, über Handelskrisen, über guten und schlechten Lohn u. dergl. sich aussprechen können: nun so müssen auch politische und sozialpolitische Debatten in der Versammlung gestattet sein. Oder wird es ein Schade für die soziale Gesetzgebung und deren Verständnis in Arbeiterkreisen sein, wenn berufene Leute, höhere Beamte oder Arbeitgeber an den Vereinsabenden über die neuangestrebte Regelung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, über die Lage des Arbeiters in Krankheits-, Unglücks- und Invaliditätsfällen kurze Berichte geben und dann die Arbeiter ihre Fragen stellen, sich Auskunft erbitten, ihre Wünsche äußern? Oder wird es nicht von Segen sein, wenn der Geistliche über Sittlichkeitsfragen, der Lehrer über Erziehungsfragen vorträgt? Man ziehe einmal nüchtern und klar die Folgerungen, die schon aus der bisherigen Praxis sich ergeben, und man wird sich dem nicht verschließen können, daß politische und sozialpolitische Besprechungen unbedingt zu den Verhandlungen zuzulassen sind. Verfasser dieses kann aus der Erfahrung in einem evangelischen Arbeitervereine in einer größern Industriestadt Sachsens, der still, ohne öffentliche Agitation, allein durch die große Regsamkeit und Liebe der Arbeiter zur Sache im Laufe eines Winters sehr stark gewachsen ist und alle acht Tage seine überaus stark besuchten Vereinsversammlungen mit sehr lebhaften Debatten hält, bezeugen, daß der Geist, in dem die Verhandlungen geführt wurden, ein guter, echt evangelischer war, ohne alle Gehässigkeit und Bitterkeit. Also fürchte man sich nicht vor der „Politik im Verein."

Es kommt darauf an, daß die rechten Männer da sind, die es nicht verschmähen, einmal eine andre Ansicht anzuhören, zu erkennen, wie sich die Welt in dem Kopfe eines Arbeiters spiegelt, und dann klar und schlicht die Irrtümer zu widerlegen verstehen. Gewiß ist, daß in einem Industrieorte durch einen evangelischen Arbeiterverein die Gelegenheit und die Möglichkeit geboten ist, diejenigen unter den Arbeitern — und als Arbeiter sind auch Beamtete und Bedienstete anzusehen — zu sammeln, die den Boden der evangelischen Weltanschauung unter ihren Füßen noch nicht verloren haben; die der Kirche ihrer Väter innerlich treu geblieben, aber abgeneigt (ob mit Recht oder Unrecht, ist hier gleichgiltig) gegen das Erbauliche und Pietistische in den evangelischen Männer- und Jünglingsvereinen, in ihrer Arbeitsstellung „gegen die leichtfertigen und zungengewandten Schwätzer, die die Phrasen der sozialistischen Parteiblätter und Volksversammlungen im Munde führen, für sich allein einen schweren Stand haben," die aber doch einen Zusammenschluß mit Gleichgesinnten und eine Aussprache und Fortbildung in den die Welt und ihre Welt bewegenden Fragen unter Gleichgesinnten suchen; und zwar zu sammeln, um sie vor dem Schiffbruch in einer materialistischen und atheistischen Denkungsweise zu bewahren. Das kann die organisirte Kirche in Predigt und Seelsorge, so wie es jetzt geschieht, nimmermehr erreichen. Es ist aber auch den bestehenden Männer- und Jünglingsvereinen trotz fleißiger, mehr als fünfundzwanzigjähriger Arbeit nicht möglich gewesen. Warum? das ist hier nicht zu untersuchen.

Es ist nun von vielen Seiten empfohlen worden, den Vereinen eine wirtschaftliche Nebenaufgabe zuzuweisen, etwa den einer Kranken- oder Sterbekasse, gewöhnlich mit der Begründung, daß „gemeinsame Unternehmungen, in welche jemand für künftige Zwecke Geld steckt, ein nicht zu unterschätzender Kitt seien." In den Rheinlanden scheint man mit Glück dies versucht zu haben. Der Verfasser möchte es nicht gerade als ein günstiges Zeichen für die Lebensfähigkeit der Arbeitervereine ansehen, wenn sie lediglich eines solchen Kittes bedürften und nicht auch ohne ihn „hielten." Dazu kann er aber aus einem sächsischen Vereine mitteilen, daß gerade die in der Fabrik beschäftigten Arbeiter sich mit sehr klaren Gründen unter Hinweis auf die in den Fabriken u. s. w. bereits bestehenden Kassen gegen die Aufnahme einer solchen Nebenaufgabe erklärten. Mehr Anklang hat vielmehr der Gedanke gefunden, wirtschaftlich die Vereinsmitglieder dadurch zu stärken, daß man eine Einrichtung schaffe, welche denselben die Beschaffung der Miete und des für den

Winter nötigen Heizmaterials erleichtert. Das ist ja auch eine wirtschaftliche Nebenaufgabe, aber eine solche, die bereits durchführbar ist, wenn die Zahl der Mitglieder des Vereins noch eine geringe ist. Ebenso wurde dann beschlossen, eine Einrichtung zu treffen, daß jedes Mitglied in Sachen der Krankenunterstützung, der Unfallentschädigung, der Invaliden- und Altersrenten sich Rats erholen können. Weiter ist die Schriftenverbreitung in Angriff genommen worden. Jedes Mitglied trägt einer oder zwei Familien, die in demselben Hause wohnen, ein halbes Jahr lang regelmäßig ein Blatt unentgeltlich zu und nimmt so gleichsam die Familie in Pflege und sucht dann über den Inhalt des Blattes mit den Betreffenden zu reden. In dieser Weise giebt es auch so manche Aufgabe, die ein evangelischer Arbeiterverein sich stellen kann. An jedem Orte wird sie eine andre sein. Die Hauptsache ist, nur mit offnem Auge in die Welt der Bedürfnisse des Arbeiterstandes hineinzuschauen und dann mit einem warmen Herzen die Bewältigung der Aufgabe in Angriff zu nehmen.

So sollte denn das Vorstehende dazu dienen, zur Gründung von evangelischen Arbeitervereinen anzuregen und Mut zu machen, zugleich aber auch vor der Gefahr zu warnen, darin nun das einzige und wahre Heilmittel gegen alle die Schäden des kirchlichen Lebens zu erblicken, denn, wenn Verfasser recht sieht, scheint die Gründung von evangelischen Arbeitervereinen „Modesache" werden zu wollen, bei welcher der oder jener zu altem Ruhme neuen oder ein andrer sich den ersten Ruhm zu erwerben hofft. Davor bewahre Gott die große und schöne Sache der Arbeitervereine in Gnaden. Wir möchten wünschen, daß die evangelischen Arbeitervereine würden, was ihr Name besagt, ein Verein evangelischer Männer zum Kampf gegen alles Unevangelische, gegen alle materialistische und atheistische Denkweise, gegen alles, was unserm Volke die Güter und Segnungen des Evangeliums und damit unsrer Geschichte, unsrer Kultur, unsrer Größe rauben will; aber auch ein Verein von rechten Arbeitern zur Mithilfe an allem, was die Machtstellung und Herrlichkeit unsers evangelischen und deutschen Volkes festigen und stärken kann, zur Mitarbeit an allem, was dazu dient, jede redliche Arbeit, jeden christlichen Beruf zu fördern, vor allem aber den Arbeitern die Segnungen der aus echt evangelischem Geiste heraus gebornen neuern sozialen Gesetzgebung zu erschließen und zu erhalten. Ez

Verschiedenes

(Missionar Spinner über Missionsmethode) Die Aeußerung des vom Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsverein nach Japan entsendeten Missionars Spinner, die mir bei Abfassung meines letzten Artikels in der Wißmann-Angelegenheit nicht zur Hand war, findet sich in der Zeitschrift für Mission und Religionswissenschaft, 4. Jahrgang (1889), S. 59 f. und lautet, wie folgt:

(Kioto, 1. August 1888.) „Auch für mich gab es einmal eine Zeit, da ich am Studirtische in der Heimat gemeint, daß eine Aenderung der Missionsmethode im Prinzip wünschenswert wäre. Jetzt stehe ich nicht an, zu bekennen, daß ich nicht wüßte, in welcher Weise die Mission in Japan, speziell die protestantische, hätte weiser, zweckentsprechender arbeiten können. Ich hoffe noch einmal Muße zu bekommen, meine Auffassung eingehend zu begründen. Nur anzudeuten wage ich noch, daß gerade die halieutische Arbeit am Einzelnen und Gemeindegründung und nicht die Wirkung auf die Masse in einem Lande wie Japan der Ausgangspunkt für solche Mission sein muß. Die Massenwirkung ergiebt sich von selbst nachher." R

(Ueber die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses) ist nunmehr, etwas spät, ein Bericht erschienen. Um vorauszuschicken, was wir daran auszusetzen haben, wollen wir gleich mit einem Tadel darüber beginnen, daß die Verlagshandlung, die Vaterländische Verlagsanstalt zu Berlin, sich die Gelegenheit erschlichen hat, für die gleichfalls von ihr verlegte Zeitung „Das Volk" innerhalb der Verhandlungen (S. 102) eine Reklame unterzubringen. Ferner bedauern wir, daß der angekündigte, aber nicht gehaltene Vortrag des Professors Wagner trotz erteilter Zusage nicht gedruckt worden ist. Endlich wäre zu wünschen gewesen, daß bei der Redaktion des Berichtes mehr Rücksicht auf die Verständlichkeit genommen wäre. So ist die Rede Harnacks (S. 142) dadurch unverständlich geworden, daß die Aeußerung Stöckers über die Schaffung einer positiven Mehrheit auf der Berliner Stadtsynode, auf die er darin erwiedert, gestrichen wurde. Darf man das so auffassen, daß sie von ihrem Urheber zurückgezogen ist? Nach diesen Ausstellungen geben wir um so rückhaltloser unsrer Befriedigung darüber Ausdruck, daß nun die sechs gehaltenen Vorträge im Wortlaut vorliegen, sodaß sich jeder, der will, ein Bild vom Verlauf und den Bestrebungen des Kongresses machen kann. Daß von den an die Vorträge geknüpften Verhandlungen nur das Wesentliche wiedergegeben wurde, ist nur lobenswert. — Wir empfehlen unsern Lesern, von dem reichhaltigen Inhalt des Berichtes Kenntnis zu nehmen. E F

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Verlobungsanzeige.

Meine Verlobung mit Fräulein **Anna Reusch**, ältester Tochter des Herrn Fabrikbesitzers Gustav Reusch und Frau Gemahlin Alwine geb. Milchsack, beehre ich mich hiermit statt jeder besondern Mitteilung ganz ergebenst anzuzeigen.

Hoffnungsthal und **Gummersbach**,
im August 1890.

Heinrich Rühle,
Pfarrer.

Dank.

Nachdem unser bisheriger Pfarrer
Herr Joseph Friedrich Naumann,
Vereinsgeistlicher für innere Mission in Frankfurt a. M.,
Abschied von uns genommen hat, um in sein neues und wichtiges Amt einzutreten, halten es die beiden Gemeinden Langenberg und Meinsdorf für ihre Pflicht, dem Geschiednen öffentlich den herzlichsten Dank für seine treue Amtsführung auszusprechen.

Der liebe Gott mag vergelten, was Se. Hochehrwürden während seiner vierjährigen, reichgesegneten Wirksamkeit gethan hat, und ihm Kraft und Gesundheit schenken, in seinem neuen Amte mit gleichem Segen zu wirken.

Langenberg bei Hohenstein-Ernstthal,
den 14. August 1890. J. A.: **Klinger.**

Die Expedition
kauft zurück:
gut erhaltne Exemplare der ersten beiden Vierteljahre des dritten Jahrganges (1889).

****
Gebild. Frau s. f. sich u. ihren 4jähr. angenehm. Knaben Heim, wo sie Wirkungskreis finden könnte. Versteht Haushalt, Kinderpflege. Gewissenh. Erz. heranwachs. K. Herzenssache. Auch Hausfrau vertret. Adresse bei d. Expedition.
****

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Jahres-Versammlung
der Diasporakonferenz zu Cassel
am 23. und 24. September 1890
im Hanusschen Saal, Ständeplatz Nr. 2.

1. Dienstag, den 23. September 1890, abends 7½ Uhr.

Vorträge:

1. Ansprache des Vorsitzenden, Generalsuperintendent Dr. Trautvetter.
2. Die Deutschen und die deutsche evangelische Kirche in Chile; Pastor Sluyter aus Santiago.
3. Die Bedeutung der deutschen kirchlichen Arbeit in England; Pastor Pfeiffer, früher in Hull.

2. Mittwoch, den 24. September 1890, vormittags 9 Uhr im Hanusschen Saal, Ständeplatz Nr. 2.

1. Biblische Ansprache; Generalsuperintendent Werner.
2. Jahresbericht; Pastor Dr. Borchard.
3. Mitteilungen aus verschiednen Gebieten der überseeischen und außerdeutschen Diaspora; P. Nonne, Genua. P. Klingemann, Alexandrien. P. Kraft, Buffalo, und andere.

Alle Freunde der Diaspora-Arbeiten werden zu diesen Versammlungen eingeladen.

Nach Schluß der öffentlichen Versammlung findet eine Sitzung des Vorstandes und der anwesenden Mitglieder zur Erledigung der Vereinsangelegenheiten statt.

Mittwoch 1 Uhr:
Gemeinsames Mittagessen und Fahrt nach Wilhelmshöhe.

Der Vorstand der Diaspora-Konferenz.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart
nebst einem Anhang: **Die soziale Krisis und die evangelische Kirche**
Von **Samuel Eck**, Pfarrer in Rumpenheim
Preis 2 Mark

Tagesordnung

für die

am Dienstag den 23. und Mittwoch den 24. September 1890

zu

Frankfurt am Main

stattfindende

elfte Jahresversammlung

des

Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Am Montag den 22. September, abends 9 Uhr:

Sitzung des Zentralausschusses im Lokale der Loge Sokrates, Hochstraße 14
Die Sitzungen beginnen um 9 Uhr vormittags.
Nichtmitglieder haben Zutritt als Gäste und Zuhörer.

1. Geschäftliche Mitteilungen.
2. Mitteilungen über den Stand der Arbeiten der Haushaltungunterrichts-Kommission. Berichterstatter: Vorsitzender der Kommission F. Kalle-Wiesbaden.
3. Das Landarmenwesen. Berichterstatter: Bürgermeister Dr. Münsterberg-Iserlohn.
4. Die Wohnungsfrage. Berichterstatter: Amtsrichter Dr. Aschrott-Berlin und Stadtrat Dr. Flesch-Frankfurt a. M.
5. Die Grenzen der Wohlthätigkeit. Berichterstatter: Rechtsanwalt Dr. Fuld-Mainz und Direktor Dr. Emminghaus-Gotha.
6. Wahlen (§§ 6 und 7 der Satzungen).
7. Beschlußfassung über Zeit und Ort des nächsten Kongresses.

Wir beehren uns, unsre Mitglieder zu recht zahlreicher Beteiligung an dem diesjährigen Kongresse ergebenst einzuladen.

Der Vorstand des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Seyffardt (Crefeld), Vorsitzender.
Freiherr von Reitzenstein (Freiburg i. B.), stellvertretender Vorsitzender.
Ludwig-Wolf (Leipzig), Geschäfts- und Kassenführer.
Eberty (Berlin) und **Ohly** (Darmstadt), Beisitzer.

Tages-Einteilung

bei der Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 22. bis 25. September 1890 in Frankfurt a. M.

Montag den 22. September:

Abends 8 Uhr: Gesellige Zusammenkunft. Abends 9 Uhr: Sitzung des Zentralausschusses und des Ortsausschusses. (Loge Sokrates, Hochstraße 14.)

Dienstag den 23. September:

Vormittags 9 Uhr: Erste Sitzung im Saal der Loge Sokrates. Nachmittags 2 Uhr: Mittagsessen in den Gasthöfen. Nachmittags $3^1/_2$ Uhr: Besichtigung von Armen-, Wohlthätigkeits- und gemeinnützigen Anstalten sowie der Kunstsammlungen. Nähere Mitteilung am Vormittag. Abends $6^1/_2$ Uhr: Opernhaus. Nach dem Theater: Gesellige Vereinigung mit den Organen der öffentlichen und freiwilligen Armenpflege und deren Angehörigen im großen Saale des Zoologischen Gartens.

Mittwoch den 24. September:

Vormittags 9 Uhr: Zweite Sitzung im Saale der Loge Sokrates. Nachmittags $2^1/_2$ Uhr: Fortsetzung der Besichtigung von Armen-, Wohlthätigkeits- und gemeinnützigen Anstalten sowie der Kunstsammlungen. Nähere Mitteilung am Vormittag. Nachmittags 5 Uhr: Festessen im Palmengarten. Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Palais-Restaurant, Zeil 56 (reservirter Saal im 1. Gestock).

Donnerstag den 25. September:

Vormittags: Ausflug nach dem Niederwald oder in den Taunus.

Frankfurt a. M., im Juni 1890.

Der Ortsausschuß.

Einladung

zur sechsten allgemeinen lutherischen Konferenz in Hannover,

7. bis 9. Oktober 1890.

Nachdem im Jahre 1887 die Allgemeine lutherische Konferenz zum fünften mal in Hamburg versammelt war, um damals namentlich zu dem Vordringen der römisch-katholischen Kirche Stellung zu nehmen, sind drei Jahre vergangen. Heute steht für uns gegenüber den zersetzenden und auflösenden Bestrebungen auf theologischem und kirchlichem Gebiet die bleibende Wahrheit und Wirksamkeit des Wortes Gottes und der kirchlichen Gnadenmittel überhaupt, sowie für die gesamte Kirche die soziale Bewegung in erster Linie zur Erwägung. Infolge dessen haben die vereinigten Ausschüsse der Allgemeinen lutherischen Konferenz gemeint, es sei an der Zeit, wiederum eine öffentliche Versammlung zu berufen. Zu derselben laden wir die lutherischen Glaubensbrüder, Theologen und Gemeindeglieder, hierdurch herzlichst ein und bitten Gott, er wolle die Versammlung zur Stärkung und Festigung unsrer teuren lutherischen Kirche und zur Mehrung unsres Mutes in dem uns verordneten Kampfe gedeihen lassen.

Wir berufen die Versammlung **nach Hannover auf die Tage des 7., 8. und 9. Oktober d. J.**

Am **7. Oktober, nachmittags 3 Uhr** treten die Ausschüsse in einem noch näher zu bestimmenden Lokal zu einer Vorbesprechung zusammen.

Am 7. Oktober abends 8 Uhr findet in einem ebenfalls noch näher zu bestimmenden Lokal freie Vereinigung und Begrüßung statt.

Am **Mittwoch, 8. Oktober**, Eröffnung der Konferenz durch einen Hauptgottesdienst in der Marktkirche, morgens 9 Uhr. Die Festpredigt hat Herr Domherr D. Luthardt in Leipzig zu halten übernommen.

11—12 Uhr: Frühstückspause.

12—4 Uhr: Erste allgemeine Versammlung in der Neustädter Kirche. Vortrag des Herrn Geh. Rath D. Frank in Erlangen: „Die Lebensmacht der Gnadenmittel im Sinne lutherischer Lehre.“ Diskussion unmittelbar angeschlossen.

$4^1/_2$ Uhr: gemeinsames Essen.

7—8 Uhr: Abendgottesdienst in zwei Stadtkirchen.

Von 8 Uhr an wieder freie Vereinigung.

Donnerstag, 9. Oktober, von 8—11 Uhr Spezialkonferenzen. Zwei derselben, über Auswandrermission und lutherischen Gotteskasten, sind bereits angemeldet. Etwaige weitere Meldungen wolle man baldigst an den Vorsitzenden des Lokalkomites zu Hannover, Herrn Geh. Reg.-Rat von der Osten, gelangen lassen.

12 Uhr: zweite allgemeine Versammlung in der Neustädter Kirche. Vortrag des Herrn Pastor Becker in Kiel: „Die Stellung der lutherischen Kirche in der sozialen Bewegung der Gegenwart.“ Diskussion anschließend.

Berichterstattung der Spezialkonferenzen über ihre Angelegenheiten und Beschlüsse.

Abends 5 Uhr: Nachbesprechung der Ausschüsse in ihrem Lokal.

Abends 7 Uhr: Gottesdienst in zwei Stadtkirchen.

Für **Freitag, den 10. Oktober**, wird eine Besichtigung von Anstalten, sowie der Herrenhäuser Gärten u. s. w. in Aussicht genommen.

Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Empfangslokal in der Herberge zur Heimat, „Am Bahnhof Nr. 11,“ sich befinden wird. Wer entweder Privatlogis oder sichere Unterkunft im Gasthause zu finden wünscht, wird gebeten, sich rechtzeitig an Herrn Buchhändler Heinr. Feesche zu wenden.

Alles Weitere und Einzelne wird späterer Mitteilung vorbehalten.

Der Ausschuß der Allgemeinen lutherischen Konferenz.

Das Lokalkomitee zu Hannover.

Vierundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung

am 15., 16., 17., 18. u. 19. September 1890 zu Mannheim.

Montag, den 15. September.

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im Pfälzer Hof. Nachmittags: Fortsetzung der Beratung.

Dienstag, den 16. September.

Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. Nachmittags 3 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im Rathaussaale (am Marktplatze). Von da Festzug nach der Trinitatiskirche. $3^1/_2$ Uhr: Einläuten des Festes. 4 Uhr: Festgottesdienst in der Trinitatiskirche. Predigt: Herr Prälat D. Doll aus Karlsruhe. Vor Schluß des Gottesdienstes finden Ueberreichungen von Festgaben statt. 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im kleinen Saale des Ballhauses. — Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im großen Saale des Ballhauses.

Mittwoch, den 17. September.

Morgens 7 Uhr: Glockengeläute und Choral von der Konkordienkirche. $8^1/_2$ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen im Rathaussaale. Von da Festzug nach der Trinitatiskirche. 9 Uhr: Festgottesdienst in der Trinitatiskirche. Predigt: Herr Konsenior und Dozent D. von Zimmermann aus Wien. 11 Uhr: Oeffentliche Versammlung in der Konkordienkirche. (1. Eröffnungsansprachen. 2. Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes durch dessen Schriftführer, Herrn Schulrat Dr. **Hempel** aus Leipzig. 3. Vortrag des Herrn Pfarrers **Wendland** in Hayingen über die Lage des Protestantismus im Ornethale (Lothringen). 4. Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen.) Nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im Ballhause. 6 Uhr: Kirchenkonzert in der Trinitatiskirche. $^1/_2 8$ Uhr: Gesellige Zusammenkunft im Saale des Ballhauses.

Donnerstag, den 18. September.

Morgens 7 Uhr: Choral von der Konkordienkirche. 8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Konkordienkirche. (1. Besprechungen über den Jahresbericht des Zentralvorstandes. 2. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1888/89. Beschlußfassung. 3. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: Forchheim in Bayern, Ranischau in Galizien, Sierakowitz in Westpreußen vorgeschlagen worden sind. a. Anmeldung der Beiträge. b. Bericht des Herrn Prof. Dr. **Nasemann** aus Halle a. S. über die vorgeschlagnen 3 Gemeinden. c. Abstimmung der Abgeordneten der Hauptvereine und des Zentralvorstandes. 4. Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Versammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände, beziehentlich Bekanntmachung der in der Vorversammlung gefaßten Beschlüsse der Abgeordneten. 5. Fortsetzung der Ansprachen. 6. Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.) Nachmittags $2^1/_2$ Uhr: Ausflug nach **Heidelberg**.

Freitag, den 19. September.

Morgens 9 Uhr: Rheinfahrt nach **Speyer** zum ersten Spatenstich für die Grundsteinlegung der Protestations-Kirche.

Während der Dauer der Versammlung ist im **Pfälzer Hof** (Litera D 1. 5), sowie zu den Ankunftszeiten aller Eisenbahnzüge in dem „**Eisenbahn-Hotel**,“ nächst dem Bahnhofe, ein **Anmelde- und Wohnungsbureau** für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das Bureau des Zentralvorstandes befindet sich im Pfälzer Hof.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine **alsbald nach ihrer Ankunft** ihre Vollmachten im Bureau des Zentralvorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbureau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. — In demselben Bureau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Diejenigen Festteilnehmer, welche durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 6. September unter der Adresse: „J. Aug. Engelsmann, Mannheim“ anmelden.

Unter derselben Adresse können auch schon im voraus die Tisch-, Fest- und Rheinfahrtkarten gegen Einsendung des Betrages bezogen werden.

Die Festkarte (zu 3 Mark) berechtigt zur Benützung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen, des Kirchenkonzerts und zu der Fahrt nach Heidelberg. — Für diese Fahrt werden im Anmeldebureau bei Lösung oder später gegen Vorzeigung der Festkarte besondere Karten unentgeltlich abgegeben, die aber spätestens bis Dienstag Abend erhoben werden müssen. Ebendaselbst können in gleicher Weise die Karten für die Rheinfahrt nach Speyer und zurück (gegen Entrichtung von 1 Mark) bis spätestens Mittwoch Abend gelöst werden.

Die Tischkarte (zu 3 Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwochs um 3 Uhr. — Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Mannheim, den 25. Juni 1890.

Der Festausschuß.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig